

ERNST VLCEK

# Das Mädchen aus dem Nirgendwo

Planetenroman

ERICH PABEL VERLAG KG-RASTATT/BADEN

Printed in Germany  
August 1977

Sie fanden das Mädchen auf einem durch das All treibenden Meteoriten und nannten es Lorelei.

Die Besatzung des Touristenschiffes HOLLIDAY 25 staunte nicht schlecht, als die Stelle erreicht wurde, von der die SOS-Rufe kamen und man das Mädchen vorfand. Sie besaß nur das, was sie am Leib trug; das war ein recht mitgenommen wirkender Raumanzug und darunter ein ärmliches Kostüm. Später stellte sich heraus, dass sie auch 20.000 Solar in Bargeld besaß. Aber man fand keine Spuren von einem Raumschiff — weder ein Wrack, noch irgendwelche Überreste.

Nachdem das Mädchen an Bord geholt worden war und das Touristenschiff den Flug nach Terra fortsetzte, nahm sich der Kommandant ihrer an. Er war ein bulliger, sich mürrisch gebender Raumfahrer, der zur Zeit Moby Dicks einen stattlichen Seebären abgegeben hätte. Aber sein Aussehen konnte auch im Zeitalter der Raumfahrt als milieugerecht angesehen werden, und die Gesellschaft, für die er flog, stellte ihn in ihrer Werbung als Mann mit rauer Schale und dem Herzen am rechten Fleck hin. Charles H. Ankara war also das, was man einen Bilderbuchkapitän nennen konnte.

Er verhörte das Mädchen recht behutsam. Seine Fragen waren einfach zu beantworten — Name, Alter, Geburtsstätte, Familienstand und dergleichen mehr. Aber er erhielt immer die gleiche, unbefriedigende Antwort:

»Ich weiß es nicht.«

Das brachte selbst, den geduldigen Charles H. Ankara aus der Ruhe. »Hören Sie, Mädchen«, sagte er. »Ich weiß nicht, was Sie mit Ihrem beharrlichen Schweigen bezwecken. Aber eines ist gewiss, Sie erreichen damit nichts. Ganz im Gegenteil, Sie werden sich nur in Schwierigkeiten bringen. Momentan ist es noch nicht besonders wichtig, dass Sie den Mund auf tun. Doch ich fliege das Solsystem an und werde Sie den Behörden auf Terra übergeben müssen. Wenn Sie denen nicht eine plausible Geschichte erzählen, wird man kurzen Prozess mit Ihnen machen. Die irdischen Einreisebehörden fackeln nicht lange, wenn sie es mit suspekten Personen zu tun haben. Die halten Sie glatt für eine Spionin — und dann gnade Ihnen Gott!«

Das Mädchen sah ihn aus großen Augen an, die sich langsam mit Tränen füllten. Der Kommandant konnte Frauen nicht weinen sehen. Deshalb legte er ihr behutsam die Hand um die Schulter und fuhr mit der Stimme eines Seelsorgers fort:

»Ich möchte Sie nicht ängstigen. Es kann schon sein, dass Sie Ihr Gedächtnis verloren haben. Ich glaube Ihnen jedenfalls. Aber die Terraner sind weniger gutgläubig. Den Zollbeamten können Sie nicht einfach sagen: >Guten Tag, lassen Sie mich durch. Ich bin Lorelei, die auf einem Gesteinsbrocken durch das All trieb< . . .«

Das Mädchen lächelte schwach. »Lorelei ist ein schöner Name.«

Charles H. Ankara seufzte. »Sie dürfen ihn behalten.«

Von diesem Augenblick an wurde sie von allen nur noch Lorelei genannt — zumindest solange, bis sie vorgab, sich ihres wirklichen Namens zu entsinnen.

Charles H. Ankara sehnte sich zurück in den Kommandostand. Das hier war kein Fall für ihn, sondern eher für einen Psychodynamiker.

»Ich mache Ihnen einen Vorschlag«, sagte er abschließend. »Ich werde Sie als Schiffbrüchige aufnehmen, was nach den intergalaktischen Rechten heißt, dass Sie an Bord die gleichen Rechte und Pflichten haben wie die zahlenden Passagiere. Zumindest solange wir im All sind. Außerdem werde ich die psychiatrische Abteilung anweisen, Sie einer gründlichen Behandlung zu unterziehen. Wer weiß, vielleicht erhalten Sie Ihr Gedächtnis zurück, bis wir Terra erreichen.«

Der Kommandant gab einem Leutnant einen Wink, und dieser brachte Lorelei auf die Krankenstation zu Professor Edwin Farkas.

\*

Lorelei mochte den kleinen, blassen Mann mit dem wirren Kraushaar vom ersten Augenblick an. Wenn sie bei ihm war, vergaß sie die schreckliche Zeit, die sie auf dem leblosen Meteoriten verbracht hatte. Er verstand es auch ausgezeichnet, ihr die Angst vor der fremden Wirklichkeit zu nehmen. Er war der einzige Mensch, der ihr Problem zu verstehen schien.

Als sie zum erstenmal bei ihm auf der Couch lag, sagte er:

»Es muss schrecklich sein, wenn man ein ausgereifter Mensch ist, einen vollentwickelten Körper besitzt — aber die Erinnerungen eines Neugeborenen. Ich habe in meiner Laufbahn als Psychodynamiker viele solcher Menschen kennengelernt. Aber obwohl ich die verschiedenen Arten ihrer Amnesien immer zu diagnostizieren vermochte, war es mir nicht möglich, mich in ihre Lage zu versetzen. Es erging mir immer so wie jemand, der durch eine dicke Glaswand in eine andere Welt blickt. Er kann alle Einzelheiten sehen, aber er hat keine Beziehung zu den Dingen.«

Der Psychodynamiker räusperte sich und lächelte entschuldigend.

»Vergessen Sie meine Worte wieder. Ich habe die Angewohnheit, Selbstgespräche zu führen. Hoffentlich habe ich Sie nicht noch mehr verwirrt.«

Lorelei schüttelte den Kopf. »Das ist nicht der Fall«, hauchte sie. »Ich habe ganz gut verstanden, was Sie meinen. Mir ergeht es ebenso. Auch ich scheine in eine fremde Welt zu blicken, die ich nicht begreifen kann, weil mich eine unüberwindliche Erinnerungslücke davon trennt.«

Professor Farkas nickte wie abwesend. Nichts anderes hatte er mit seinem »Selbstgespräch« bezweckt. Er wollte das Mädchen beschäftigen, ihr Denkmodelle geben, mit denen sie die Leere in ihrem Gehirn füllen konnte. Der Mensch war nun einmal ein denkendes Wesen. Er musste sich mit seiner Umwelt beschäftigen. Bei einem Neugeborenen war dieser Trieb segensreich. Aber bei einem Erwachsenen, der die Erinnerung eines Neugeborenen besaß, konnte der Forschungsdrang fatale Folgen haben. Besonders in diesem Fall, da die Amnesie keine totale war.

Das Mädchen beherrschte das Interkosmo perfekt. Es konnte den Körper kontrollieren wie jeder andere Mensch ihres Alters. Ihr fehlte nur die Erinnerung an die Vergangenheit. Das heißt, die Erinnerung war noch in ihr, aber durch irgendeinen besonderen Umstand, etwa durch ein schreckliches Erlebnis, durch Schock, war sie verdrängt worden. Die Möglichkeit, dass ihr die Erinnerung durch einen künstlichen Eingriff »genommen« worden war, durfte dabei nicht ausgeschlossen werden.

Wie dem aber auch war — ihre ausgereifte Psyche, ihr vollwertiger Verstand, der trotz der Erinnerungslücke nach den Gesetzen menschlicher Logik arbeitete, konnte leicht Schaden nehmen. Es war deshalb Aufgabe des Psychodynamikers, alle Einflüsse von dem amputierten Gehirn fernzuhalten, die dieser mangels an Bezugspunkten nicht verarbeiten konnte. Es war weiter seine Aufgabe, den amputierten Geist zu beschäftigen, das Unterbewusstsein anzurufen, damit die verdrängte Erinnerung an die Oberfläche kam und sich der amputierte

Geist regenerieren konnte.

So einfach lautete die Formel.

Aber die Wirklichkeit sah etwas anders aus.

Professor Farkas nahm seine Aufgabe ernst. Er bezweifelte zwar, das er einen vollen Erfolg haben würde, denn die Zeit war zu kurz. In sechs Tagen würde die HOLLIDAY 25 das Solsystem erreichen. Dann verlor er Lorelei als Patientin.

»Ich muss nach Terra«, sagte Lorelei bestimmt.

»Und warum?« hakte Professor Farkas sofort ein.

Sie dachte angestrengt nach.

»Ich weiß es nicht«, sagte sie schließlich — und die Antwort schien sie selbst weniger zu befriedigen als ihn. »Ich weiß es ganz einfach nicht.«

»Nur Mut, es wird Ihnen schon einfallen.«

»Hoffentlich. Ich fühle mich so leer ...«

»Es wird Ihnen schon einfallen«, wiederholte er. Behutsam ging er auf ein anderes Thema über. »Sie sind jung, Lorelei, das ist Ihre stärkste Waffe gegen die Amnesie. In Ihrem Alter besitzt man noch einen wendigen und formbaren Geist.. . Sie können nicht älter als Zwanzig sein. Habe ich recht?«

»Ich bin Neunzehn. Geboren am 20. Juli. . .«

Professor Farkas hob triumphierend den Finger. »Damit wissen wir auch schon Ihr Geburtsjahr — 2404!«

Sie blickte ihn unsicher an. »Meinen Sie?«

»Natürlich. Wir schreiben das Jahr 2423. Ohne es vielleicht zu wollen, hat uns Ihr Unterbewusstsein zumindest Ihr Alter preisgegeben. Sie wurden am 20. Juli 2404 geboren. Morgen haben Sie Geburtstag, Lorelei.«

»Oh«, machte sie nur.

Er merkte, dass sie immer noch voll innerer Zweifel war. Warum, das konnte er nicht sagen. Aber durch den so überraschend errungenen Erfolg ermutigt, entschloss er sich, noch einen Schritt weiter zu gehen.

Seit ihrer Auffindung waren fast 48 Stunden Standardzeit vergangen, und er hatte sie bisher aus seiner Abteilung noch nicht herausgelassen, um sie von den schädlichen Umwelteinflüssen fernzuhalten.

»Ich glaube, wir können es wagen«, murmelte er vor sich hin. Dann sah er Lorelei an und fragte: »Was halten Sie davon, Ihren neunzehnten Geburtstag ausgiebig zu feiern?«

Professor Farkas konnte nicht ahnen, dass er dadurch ihr weiteres Leben negativ beeinflusste. Aber ihm konnte kein Vorwurf gemacht werden. Denn er hätte ein Hellseher sein müssen, um die Folgen seiner Handlung absehen zu können.

\*

Lorelei glitt wie eine Traumwandlerin an Professor Farkas' Seite über die Förderbänder der Schiffskorridore. Rings um sie waren Leute, Menschen der verschiedensten Völker in verschiedenartigsten Trachten. Menschen mit bläulicher Haut, Menschen von großem und kleinem Wuchs und Menschen, die so breit wie groß waren. Die Frage brannte ihr auf der Zunge, woher diese Menschenarten alle kamen. Wieso die einen groß und dünn waren und wieso die Haut der anderen einen bläulichen Teint besaß. Wieso die einen sich beim Anblick der Schaufenster und Geschäfte erregten, die anderen gelangweilt blieben. Es war ihr unverständlich, dass es Menschen gab, die von der hektischen Atmosphäre nicht erfasst wurden, sondern am Rande des Trubels standen und alle Vorbeigehenden mit wachsamen Blicken bedachten.

»Das sind die Ordnungshüter«, erklärte Professor Farkas. »Sie haben darauf zu achten, dass die Menge nicht außer Rand und Band gerät. Wenn es irgendwo Unruhen gibt, müssen sie

eingreifen und die Ordnung wieder herstellen.«

Dabei beobachtete er sie von der Seite. Sie merkte seinen prüfenden Blick und lachte ausgelassen.

»Sie haben mir nicht zuviel zugemutet, Professor«, meinte sie. Dann wurde sie um eine Spur ernster. »Ist es nicht seltsam, dass ich gewisse Dinge sofort begreife, kaum, dass Sie mir ein Stichwort geliefert haben? Und andere Dinge begreife ich wieder überhaupt nicht, selbst wenn ich stundenlang darüber grüble.«

»Es kommt auf das Stichwort an«, erklärte Professor Farkas. »Wenn ich mit einem Stichwort auf Dinge hinweise, die in Ihrem Unterbewusstsein gespeichert sind, dann begreifen Sie. Wenn Sie aber mit Gegebenheiten konfrontiert werden, die Sie auch vor Ihrer Amnesie nicht gekannt haben, dann bleiben sie Ihnen naturgemäß unbegreiflich. So einfach ist das.«

So einfach war es natürlich nicht. Denn Professor Farkas war noch nie ein Fall von Amnesie vorgekommen, wo der Betroffene auf bloße Stichworte so exakt assoziierte wie Lorelei. Er bedauerte es immer mehr, dass er sie nicht bis zur endgültigen Heilung behandeln konnte. Der Forscher in ihm sagte, dass dieses Mädchen ein Geheimnis barg, das zu lüften sich nicht nur in wissenschaftlicher Hinsicht lohnen würde.

Es war unglaublich, was Lorelei alles geistig verarbeiten konnte. Sie nahm es ohne besondere Überraschung auf, dass die HOLLIDAY 25 ein tausend Meter durchmessendes Raumschiff war und mehr als zweitausend Passagiere in ihrem Kugelrumpf aufnehmen konnte. Es beeindruckte sie zwar, dass es über hundert Geschäfte gab, in denen man fast alle Gebrauchsgegenstände und Luxusartikel kaufen konnte, dass man sich in zehn Lokalen vergnügen konnte, dass man jede gewünschte Art von Abwechslung auf Sportplätzen, in Schwimmbassins oder in der Zirkusmanege oder im Kasino fand — es beeindruckte sie, mehr nicht. Sie zweifelte keinen Moment daran, dass es all das auf dem Raumschiff gab. Als er ihr jedoch erklärte, dass es sich bei der HOLLIDAY 25 um ein Transitionsschiff handle, das die Lichtjahre zwischen den Sonnensystemen durch Hyperraumsprünge überbrücke, lachte sie ihn aus.

»Professor, Sie wollen mich verulken«, sagte sie. »Im Jahre 2423 kennt man schon lange den Linearflug.«

Von diesem Augenblick an wusste Professor Farkas, dass Loreleis Gedächtnisschwund mehr war als eine der herkömmlichen Amnesien.

Er schlug vor, dass sie sich von den Strapazen der Exkursion in einer der Imbissstuben ausruhen sollten. Er dachte dabei aber mehr an sich selbst als an Lorelei.

Sie betraten ein Lokal, das hauptsächlich von der dienstfreien Mannschaft aufgesucht wurde und in das sich kaum ein Tourist verirrte. Professor Farkas hatte es ausgewählt, weil er verhindern wollte, dass Lorelei in ihrem Zustand zu intensiven Kontakt mit den Touristen hatte. Ihr Geist war ohnedies durch die vielen neuen Eindrücke einer ständigen Belastung ausgesetzt.

Als sie an einem der hintersten Tische in der halbleeren Bar Platz nahmen, merkte Professor Farkas zu seiner Überraschung, dass Lorelei zitterte. Ihre Augen wanderten unruhig zwischen den Tischreihen hin und her, Angst sprach aus ihnen.

»Warum haben Sie mich hier hergeführt?« fragte sie gepresst, während sie nervös mit den Druckknöpfen der Speisekarte spielte.

»Aus keinem besonderen Grund«, sagte er so ruhig wie möglich und zeigte sein unschuldigstes Lächeln.

»Aber hier gibt es nur Ordnungshüter«, sagte sie. »Wollen Sie mich unter ständiger Beobachtung halten? Ist das der Grund?«

Professor Farkas atmete auf — er hatte schon befürchtet, dass ihr geistiger Aufruhr eine schwerwiegendere Ursache hatte. Lächelnd erklärte er ihr, dass die Ordnungshüter, wie er die

Raumschiffsbesatzung ihr gegenüber nannte, hier nur ihre Freizeit verbrachten. Sie lachte befreit. Sie unterbrach sich jäh, als ein Roboter neben ihnen auftauchte und auf einem Beistelltisch ein vollbeladenes Tablett ablud.

»Das grenzt an Hexerei«, sagte Lorelei verblüfft. »Wir haben noch gar nicht bestellt.«  
»Doch«, meinte Professor Farkas schmunzelnd. »Sie haben die Bestellung aufgegeben, als Sie vorhin mit der Tastatur der Speisekarte spielten. Entsprechend ist auch die Zusammenstellung.«

Schaudernd betrachtete er das Tablett. Es enthielt ein fast lückenloses Spektrum aller kulinarischen Besonderheiten und Absonderlichkeiten: Riesenhummer von Umtar, fein garniert; Saurierschenkel von Glacier; eine »Echt Wiener Sachertorte« von Plophos; eine Käseplatte, synthetischen Kaviar, »Zyklopendaugen« in Sauce Tartar; Würstchen, Wein, Sekt und Limonade ...

Professor Farkas' Magen rebellierte, aber er machte gute Miene zum bösen Spiel. Er ließ es sogar geschehen, dass Lorelei ihm aus den zur Auswahl stehenden Speisen ein Menü zusammenstellte.

»Sind Sie mir böse?« erkundigte sie sich, nachdem sie eine Stunde später vor dem kaum kleiner gewordenen Berg von Speisen kapitulierte.

Er versicherte ihr, dass er keineswegs böse sei — nur gesättigt.

»Wer ist das?« erkundigte sich Lorelei plötzlich.

Professor Farkas' Stirn umwölkte sich, als er dem Blick ihrer Augen folgte. Zwei Tische weiter saßen zwei Männer an einem Tisch, die beide herüberstarrten. Der eine war ein Offizier (der Leiter der Funkzentrale, wenn er sich recht erinnerte), der andere war ein Passagier. Er lächelte und nickte Lorelei zu.

Professor Farkas ahnte Unheil, deshalb sagte er schnell: »Ich kenne den Mann nicht, und es ist auch besser, wenn wir ihn nicht kennenlernen. Kommen Sie, Lorelei, gehen wir.«

Aber sie schien ihn nicht zu hören. Sie starrte zu dem Fremden hinüber und erwiderte sein Lächeln zaghaft.

»Er kommt zu uns!« stellte sie überrascht fest.

Professor Farkas erhob sich. »Wir gehen besser.«

Er erhob sich, und Lorelei folgte seinem Beispiel. Aber sie bewegte sich so langsam, dass der Fremde ihren Tisch erreichte, noch bevor sie ihre Plätze verlassen hatten.

Er beachtete Professor Farkas überhaupt nicht, sondern hatte nur Augen für Lorelei.

»Entschuldigen Sie meine Aufdringlichkeit«, sagte er. »Aber — sind wir uns nicht schon einmal begegnet?«

Lorelei machte ein gequältes Gesicht. »Ich weiß nicht.«

»Mein Name ist Jefferson. Burkin Jefferson«, sagte der Fremde. »Erinnern Sie sich daran?«

Lorelei biss sich auf die Lippen. Sie schüttelte den Kopf.

Professor Farkas trat neben sie und nahm sie am Arm.

»Kommen Sie«, drängte er und bedachte den Fremden mit einem feindseligen Blick.

Aber dieser blieb unbeeindruckt.

»Sie müssen sich doch an mich erinnern«, sagte er. »Ich war auf Spalta. Bei den Knooks. Im anderen Universum.«

»Anderes Universum?« wiederholte Lorelei verständnislos. Sie schüttelte Professor Farkas ab, der immer energischer an ihr zerrte. Sie verstand nicht, warum er sie von hier fortbringen wollte. Da war ein Mann, der sie von früher her kannte. Ein Mann, der ihr vielleicht helfen konnte, dass sie ihre Erinnerung zurückbekam!

Diese Chance durfte sie sich nicht entgehen lassen!

»Kennen Sie mich von dort?« fragte sie hoffnungsvoll »War ich auch im anderen Universum?«

Der fremde Mann machte eine bedauernde Geste und deutete auf Professor Farkas.

»Ich glaube, das ist nicht der richtige Augenblick dafür, Erinnerungen auszutauschen«,

bedauerte er. »Aber ich werde mich noch mit Ihnen in Verbindung setzen, Lorelei.«  
»Wehe Ihnen!« knurrte Professor Farkas und drängte Lorelei zum Ausgang.  
Als sie die Krankenstation erreichten, ging sie sofort in ihre Kabine und schloss sich darin ein.  
Professor Farkas belagerte ihre Tür und versuchte dauernd, über Interkom mit ihr in Verbindung zu treten. Sie reagierte nicht auf seine Kontaktversuche.  
Sie hasste den Professor plötzlich.  
Sie wollte nichts mehr mit ihm zu tun haben.  
Denn sie hatte erkannt, dass er gegen sie war; er wollte nicht, dass sie ihre verlorene Erinnerung zurück erhielt!

2

Burkin Jefferson sah dem Psychodynamiker grinsend nach, als er mit dem Mädchen fluchtartig das Lokal verließ. Er hatte genau das richtige Rezept gefunden, um sich bei dem Mädchen ohne Gedächtnis interessant zu machen: Kennen wir uns nicht?  
Gutgelaunt kehrte er an seinen Tisch zurück.  
»Was hast du getan, dass der Professor außer sich vor Wut war«, empfing ihn der Cheffunker nervös.  
»Überhaupt nichts«, beruhigte ihn Jefferson. »Ich habe nichts getan, was dir irgendwie schaden könnte, Sparks.«  
Der Funker schien mit dieser Versicherung nicht ganz zufrieden zu sein. »Der Professor kann mir die Hölle heiß machen, wenn er erfährt, dass ich über das Mädchen geplaudert habe.«  
»Er wird nichts erfahren«, versicherte Jefferson, dem der Funker langsam lästig wurde.  
Jefferson murmelte irgendeine Entschuldigung und verabschiedete sich. Er wollte Ruhe haben, um ungestört nachdenken zu können.  
Das Mädchen, diese Lorelei, faszinierte ihn. Sie machte zwar nicht den Eindruck, als sei sie mit Reichtümern gesegnet — und allein deshalb hätte sie für Jefferson uninteressant sein müssen. Aber vielleicht konnte er doch irgendwie Kapital aus ihr schlagen. Und wenn er sie nur zu seiner Geschäftspartnerin machte. Sie war jung und hübsch — und sie besaß kein Gedächtnis. Man konnte sie formen, wie man wollte.  
Jefferson drängte Lorelei aus seinen Gedanken. Er würde sich später noch mit ihr beschäftigen. Im Augenblick musste er ein vordringlicheres Problem in Angriff nehmen. Er musste Marilyn loswerden. Er war schon zu lange mit ihr zusammen. Vier Jahre, das war eine zu lange Zeit. Außerdem hatte sie. Fett angesetzt und war unansehnlich geworden. Sie war als Köder nicht mehr zu gebrauchen.  
Zugegeben, das war nicht ihre Schuld. Genau betrachtet, musste er sich sogar selbst dafür verantwortlich machen, dass sie ihre gute Figur verloren hatte. Aber das änderte nichts daran, dass er sie loswerden musste.  
Er erinnerte sich noch gut an den Tag vor einem Jahr, als sie nach Umtar geflogen waren, wo Besucher aus einer anderen Dimension aufgetaucht waren und Touristen in ihr Universum einluden. Das hatte vielversprechend geklungen. Die Knooks, wie sich die Fremden nannten, schienen einen recht hohen Zivilisationsstatus zu besitzen, denn sie hatten eine Dimensionswippe gebaut, mit der sie die Barriere zwischen den beiden Universen überbrücken konnten. Zudem waren die Knooks noch von recht naivem Charakter gewesen; sie hatten keine Ahnung, wessen ein cleverer Mann wie Jefferson fähig war. Er konnte ihnen freundlich ins Gesicht lächeln, während er hinter ihrem Rücken die sensationellsten technischen Erfindungen stahl. Zumindest hatte sich Jefferson vorgestellt, dass er es tun würde. Aber es war dann alles anders gekommen. Am Ende war er froh, das nackte Leben aus dem anderen Universum herüberzuretten. Die Knooks waren so konsequente Diener gewesen, dass man sich nur mit Mühe vor ihrer Hilfsbereitschaft retten konnte. Er, Jefferson, war noch

mit heiler Haut davongekommen.

Marylin war es schlimmer ergangen. Mit zweitausend anderen Touristen war sie von den Knooks in ein Bungalowdorf gebracht und in eine sogenannte »Glücksmaschine« gesteckt worden. Dort wurden die zweitausend Touristen von den Knooks gemästet. Als Jefferson Marylin nach ihrem Abenteuer im anderen Universum auf Umtar wieder traf, hätte er sie beinahe nicht erkannt. Sie wog doppelt soviel wie früher. Inzwischen hatte sie gut fünfzig Pfund wieder abgenommen. Aber trotzdem, für einen cleveren Mann wie ihn, Jefferson, war sie nicht mehr zu gebrauchen.

Er wusste schon, wie er sich ihrer entledigen konnte.

Über dem Eingang zum Kasino stand:

AUF FALSCHSPIELER WIRD GESCHOSSEN!

»Ich habe Angst«, sagte Marylin, als sie nur noch zwanzig Schritte vom Kasino entfernt waren. Sie trug ein Abendkleid aus weißem Flitter und eine Nerzstola.

Jefferson warf einen Blick in ihr gewagtes Dekollete, in dem die Fleischmassen bei jedem Schritt gefährlich wogten.

Bedaure, Marylin, du bist für mich kein Renommee, sagte er sich.

»Wir sollten die Finger davon lassen«, sagte Marylin. »Das Kasino ist zu gut abgesichert. Wir sind dafür nicht gut genug ausgerüstet.«

Jefferson überhörte ihren Einwand.

»Wir müssen uns jetzt trennen«, sagte er, »bevor wir von dem Robot am Eingang zusammen gesehen werden.«

Und damit ich später nicht mit dir in Verbindung gebracht werde, fügte er in Gedanken hinzu. Marylin griff nach seinem Arm, aber er fasste sie am Armgelenk und zischte: »Du weißt, was du zu tun hast.« Dann wandte er sich ab und strebte dem Eingang zu. Er drehte sich nicht nach ihr um.

Beim Drehkreuz angekommen, legte er einen falschen Ausweis in den Kontrollschlitz, der auf den Namen John Bell lautete. Es war eine gute akonische Fälschung und stammte noch aus einer Zeit, da er für das Energiekommando einen Auftrag erledigt hatte.

Der Robot ließ ihn passieren. Jefferson atmete auf, als er in den Vorraum des Kasinos trat. Er ging an die Bar und gönnte sich einen doppelten Bourbon. Er wusste, dass er am Eingang von Spionstrahlen durchleuchtet worden war, die auf jede Art von elektronischen Geräten ansprachen. Man konnte nicht einmal eine elektronische Taschenuhr mit ins Kasino nehmen, ohne dass man sie vorher auf ihre Harmlosigkeit überprüfen lassen musste. Es war nämlich ein uralter Trick der Falschspieler, dass sie durch Funkimpulse speziell präparierte Roulettekugeln zu beeinflussen versuchten.

Jefferson hatte vor, diesen Trick in einer neuen Variante anzuwenden. Seine größte Schwierigkeit dabei war es gewesen, den Sender unbemerkt ins Kasino zu schmuggeln. Das war ihm schließlich nur deshalb gelungen, weil er ihn zerlegt hatte und die Bestandteile an den verschiedensten Stellen seines Körpers trug. Ähnliches hatte Marylin mit dem Empfänger getan, der in zusammengesetztem Zustand wie eine harmlose Roulettekugel aussah.

Während Jefferson noch an der Bar stand, sah er Marylin durchs Foyer in den Spielsaal rauschen. Kaum zu glauben, dass sie einmal eine Sexbombe war, dachte er. Mit einem Blick auf die Wanduhr stellte er fest, dass er noch genügend Zeit hatte, sich einen zweiten Bourbon zu genehmigen. Danach ließ er sich von einem Dienstroboter in die Loge führen, die er schon am Vortag bestellt hatte. Von dort hatte er einen ausgezeichneten Überblick über die Geschehnisse im Spielsaal. Darüber hinaus war er in der Loge ungestört.

Kaum hatte der Robot die Tür hinter ihm geschlossen, begann sich Jefferson zu entkleiden. Er förderte die dreiundvierzig Teile des Miniatursenders zutage und zog sich dann wieder an. Die nächste halbe Stunde verging damit, dass er die Einzelteile zu einem Ganzen zusammensetzte. Als er fertig war, betrachtete er sein Werk zufrieden. Der Sender war nicht größer als das vorderste Glied seines Zeigefingers und hatte die Form eines Kegels. Es war

ein Wunderwerk akonischer Mikrotechnik, wie es Siganesen nicht präziser herstellen konnten.

Jefferson sah zum Spieltisch hinunter und erblickte bald Marylin in der Menge. Sie war nicht zu übersehen.

Noch zehn Minuten, dann würde Marylin die Roulettekugel vertauschen. Natürlich würde das bemerkt werden. Denn so geschickt sie auch war, welche Fingerfertigkeit sie auch besaß, die positronische Überwachungsanlage konnte sie nicht überlisten. Aber das wusste Marylin nicht — er, Jefferson, hatte alle ihre diesbezüglichen Zweifel zerstreut.

Noch fünf Minuten. Jefferson sah, dass Marylin einen kleinen Betrag auf Schwarz setzte und verlor. Dann gewann sie mit Schwarz und setzte vier Runden aus. Damit vergingen vier weitere Minuten.

Die Kugel rollte wieder. Marylin hatte auf Rot gesetzt. Bevor die Kugel noch zum Stillstand kam, entstand ein Tumult. Marylin hatte absichtlich die aufgestapelten Jetons ihres Nachbarn umgestoßen, so dass sie sich mit dem Spielkapital seines Nebenmannes vermischten. Aller Augen richteten sich auf die beiden Männer, die sich wegen der Aufteilung der Jetons stritten. Diesen Augenblick nutzte Marylin, um die Kugel auszutauschen. Sie hatte es kaum getan, da heulte die Alarmanlage auf, und ihr Kleid begann in einem grünlichen, kalten Licht zu leuchten.

Damit war sie als Falschspieler gekennzeichnet, und die Leute drängten von ihr fort.

Das konnte Jefferson nur recht sein. Denn er wollte nicht, dass Unschuldige zu Schaden kamen. Er drückte einen kleinen Knopf auf der Unterseite des Kegels nieder. Dadurch wurde ein winziger Raketentreibsatz gezündet und der Sender eingeschaltet. Der Raketentreibsatz beschleunigte den Kegel zwanzig Meter weit. Das genügte, denn damit kam der Sender in den Bereich des Empfängers, der vor Marylin auf dem Spieltisch lag. Anstatt nun den Gesetzen der Gravitation zu gehorchen und in einem weiten Bogen dem Boden zuzustreben, wurde der winzige Kegel von der präparierten Roulettekugel angezogen. Als Kegel und Roulettekugel miteinander in Berührung kamen, explodierten sie in einem grellen Blitz.

Marylin, die dem Explosionsherd ganz nahe stand, wurde auf der Stelle getötet. Zwei Croupiers und einer der Gäste wurden verletzt.

Jefferson nutzte die folgende Panik, um das Kasino zu verlassen.

Man würde nie in Erfahrung bringen können, dass er hinter dem Attentat steckte. Erstens würde ihn niemand mit Marylin in Zusammenhang bringen, denn sie waren getrennt an Bord des Schiffes gegangen. Zweitens würde niemand wissen, dass er sich zur fraglichen Zeit im Kasino aufgehalten hatte, denn der Roboter am Eingang besaß nicht sein Individualmuster, sondern nur die Angaben eines gefälschten Personalausweises. Und es gab auch keine Augenzeugen, die ihn identifizieren konnten.

Jefferson suchte seine Kabine auf und entledigte sich der Bioplastmaske.

»Bis zum nächstenmal, John Bell«, sagte er zur Maske und verstaute sie im Schminkkasten.

\*

Burkin Jefferson hatte Glück. Er trieb sich eine Weile in der Nähe der Krankenstation herum, und zwei Stunden vor der »Haltzeit-Taufe« kam Lorelei heraus. Er hatte richtig getippt, als er annahm, dass sie sich die Feier nicht entgehen lassen würde. Alle Touristen waren ganz versessen darauf, und ein Mädchen ohne Gedächtnis, das alle neuen Eindrücke aufsog wie ein trockener Schwamm, musste es ganz besonders sein. Glück hatte Jefferson vor allem, weil Lorelei allein war.

Als er ihr etwas später wie zufällig in einem Nebenkorridor begegnete, erkannte sie ihn sofort. »Hallo, welch ein Zufall«, begrüßte er sie. »Sind Sie etwa unterwegs zur Halbzeit-Taufe?« Sie nickte. In ihren Augen lag ein seltsamer Ausdruck, als sie sagte: »Und Sie, Mr. Jefferson?«

Das war eine klare Aufforderung, der er auch nachgekommen wäre, wenn er nicht ein besonderes Interesse an diesem Mädchen gehabt hätte. Also begleitete er sie in den großen Ballsaal. Auf dem Weg dorthin erklärte er ihr: »Die Halbzeit-Taufe ist auf einen uralten terranischen Brauch zurückzuführen. Als die Terraner noch nicht die Raumfahrt kannten und die Ozeane zwischen den Kontinenten mit Schiffen durchführen, feierten sie den Augenblick, da sie den Erdäquator überquerten. Diesen Brauch hat man nun auf die Raumfahrt übertragen, um den Passagieren etwas Abwechslung zu bieten. Nur feiert man jetzt, wenn die Hälfte der zu überwindenden Strecke zurückgelegt ist. Dafür stoppt das Passagierschiff eigens den Linearflug und kehrt in den Normalraum zurück.«

»Wie aufregend«, sagte Lorelei.

Im Ballsaal drängten sich bereits die Passagiere. Alle starrten zu der einen kahlen Wand hin, die aus dickem Panzerplastglas bestand. Im Augenblick verdeckten noch Stahlschotte die Sicht ins All. Aber bereits wenige Minuten später verkündete die Stimme des Kommandanten, dass sich die HOLLIDAY 25 nun genau zwischen Umtar und Terra befände — und die Metallschotte glitten zur Seite. Die Passagiere gaben Laute des Entzückens von sich, obwohl sie durch das Panzerplastglas nur die Leere des Raumes bewundern konnten. Aber schon wenige Sekunden später explodierten in der Schwärze Leuchtraketen: Raumschiffe aus goldenen Lichtpunkten entstanden, schwollen zu titanischer Größe an und verglommen; Phantasieblumen in Rot und Grün entfalteten sich; Schlangen aus blau glimmenden Lichtern schlängelten sich pfeilschnell durch das Vakuum, bis sie verblassten, Ungeheuer entstanden und verschwanden meinem bunten Feuerregen. Den Abschluss bildete ein Bildnis des Großadministrators des Solaren Imperiums — Perry Rhodan wurde aus Dutzenden explodierender Feuerwerkskörpern geboren, erstrahlte in silbernem Glanz und expandierte schließlich nach allen Seiten hin.

Das soll wohl seine Macht symbolisieren, dachte Jefferson spöttisch.

Er ließ sich zusammen mit Lorelei vom Strom der aus dem Ballsaal drängenden Passagieren mitreiben.

»Gehen wir irgendwohin, wo wir uns ungestört unterhalten können«, schlug Lorelei vor. Er hatte nichts dagegen. Sie dachte, dass er sie von früher kenne und hoffte, von ihm etwas über ihre Vergangenheit zu erfahren. Es wäre ihm auch gar nicht schwergefallen, irgendeine Lügengeschichte zu erfinden. Aber so leicht wollte er es sich — und vor allem ihr — nicht machen. Sie sollte zappeln und sich ihm in die Hände spielen. Es gab auch noch einen anderen Grund, warum er ihr nicht irgend etwas vorlügen wollte. Es konnte sein, dass sie ihre Erinnerung teilweise zurückerhielt und wenn seine Geschichte nicht damit übereinstimmte, dann würde sie Verdacht schöpfen. Nein, diesen Fehler wollte er nicht begehen. Es war besser, er hüllte sich in geheimnisvolles Schweigen. Er hatte sich auch schon eine recht plausible Begründung zurechtgelegt.

»Ich glaube, Lorelei«, sagte er, nachdem sie in der dunkelsten Ecke einer stillen Bar Platz genommen hatten, »dass es falsch wäre, Ihnen alles vorbehaltlos zu erzählen. Ich bin kein Psychoanalytiker, deshalb kann ich nicht sagen, was für Sie gut ist. Aber ich bin überzeugt, dass es Ihnen mehr schadet als nützt, wenn ich nun Ihre Vergangenheit, soweit ich sie kenne, vor Ihnen aufrollen würde. Ich möchte mir einmal nicht den Vorwurf machen müssen, Sie in geistige Umnachtung gestürzt zu haben. Und genau das könnte geschehen, wenn man Ihre Psyche zu sehr beansprucht. Lassen wir es deshalb dabei bewenden, dass wir uns gut, sogar sehr gut gekannt haben. Und bleiben wir Freunde.«

Lorelei schien mit sich zu ringen. Einerseits schien sie seine guten Absichten anzuerkennen, andererseits schien sie aber auch enttäuscht. Wäre Burkin Jefferson weniger skrupellos gewesen, dann hätte ihm das Mädchen leid tun müssen. Aber durch seine Arbeit für das akonische Energiekommando hatte er gelernt, dass Gefühle ein Luxus waren, den er sich nicht leisten konnte.

»Sie sprechen wie Professor Farkas«, sagte Lorelei. »Er macht auch ständig Ausflüchte und

drückt sich nie klar aus. Ich will gerne glauben, dass es nur gut für mich ist, wenn ich von selbst zu mir zurückfinde. Aber — wäre es zuviel verlangt, wenn Sie mir wenigstens sagten, wie ich heiÙe. Wissen Sie, was es bedeutet, nicht einmal seinen Namen zu kennen?«

Er senkte den Blick und schwieg. Es war das beste, was er in dieser Situation tun konnte. Lorelei ließ seine Hand los und lehnte sich zurück.

»Letzte Nacht hatte ich einen seltsamen Traum«, sagte sie. Ihr Blick war in unergründliche Fernen gerückt. »Ich kann mich noch an alle Einzelheiten erinnern. Aber ich scheue mich, davon zu erzählen. Die Bilder, die ich sah, waren so real, als wären sie Wirklichkeit gewesen. Und die Worte, die ich hörte, tönnten so voll, dass sie unmöglich von Traumstimmen gesprochen werden konnten .. .«

»Vielleicht hat Professor Farkas Sie während des Schlafens unter den Hypnoschuler genommen?« vermutete Jefferson.

Lorelei schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht. Ich habe ihn ausgesperrt. Er könnte sich nur durch Gewalt Zutritt in meine Kabine verschaffen. Nein, nein, ich vermute etwas ganz anderes.« Sie fuhr sich mit der Zungenspitze über die Lippen und blickte ihn fest an. »Ich habe von einem Mädchen namens Samantha Lund geträumt. Und dieses Mädchen hatte mein Gesicht! Burk, sagen Sie mir, ob ich diese Samantha Lund bin. Sagen Sie es mir, bitte!«

Er schüttelte bedauernd den Kopf. »Wenn du nicht selbst ganz sicher bist, Lorelei, dann ist es besser, du vergisst diesen Namen wieder.«

Sie begann plötzlich zu schluchzen. Während Jefferson innerlich vollkommen gefühllos blieb, drückte sein Gesicht unendliches Mitleid aus. Und während er tröstende Worte sprach, arbeitete sein Gehirn auf Hochtouren, kalt, präzise, berechnend. Verdammt, er musste auf der Hut sein. Einen Moment lang dachte er sogar daran, die Finger überhaupt von dem Mädchen zu lassen. Zuerst flehte sie ihn an, ihren Namen zu nennen und dann rückte sie selbst mit einem heraus. Samantha Lund! Was sollte er davon halten? Wollte sie ihn damit auf die Probe stellen? Plötzlich durchfuhr ihn ein Gedanke: Vielleicht war sie der Köder irgendeines Geheimdienstes, womöglich des terranischen. Vielleicht sollte sie ihn in eine Falle locken? Das war gar nicht so absurd, wie es sich anhörte. Denn immerhin hatte er dem Solaren Imperium durch seine Tätigkeit beim akonischen Energiekommando schon einigen Schaden zugefügt.

»Verlange nicht das Unmögliche von mir, Lorelei«, sagte er abschließend. »Du musst mir auch so vertrauen.«

»Sie duzen mich«, stellte sie mit zitternder Stimme fest. »Waren wir so vertraut miteinander?«

»Ich glaube, dass ich dir nicht schade, wenn ich es sage.« Seine Stimme besaÙ den genau richtigen Tonfall; die Pause, die er einschaltete, bevor er weitersprach, war angemessen. Er seufzte: »Ja, Lorelei, wir waren gute Freunde. Und mehr als das.«

Und dann küsste er sie. Wenn sie eine Agentin war — nun, dann musste er sie ohnehin töten. Wenn sie das war, was sie zu sein vorgab, ein Mädchen ohne Gedächtnis, dann war der Kuss ein kluger Schachzug.

Sie lehnte sich glücklich an seine Schulter.

»Zum erstenmal weiß ich, wohin ich gehöre«, murmelte sie. Sie löste sich bedächtig von ihm und blickte ihn zwinkernd an. »Ich muss dir noch etwas über meinen Traum sagen, Burk.«

Er legte ihr die Hand auf die Wange, und sie schmiegte den Kopf in die Handfläche. »Du brauchst mir nichts über deinen Traum zu erzählen, wenn du nicht willst«, sagte er zärtlich.

»Doch, ich möchte es. Das Mädchen im Traum, diese Samantha Lund, trug dasselbe Kleid wie ich. Und im Rocksaum ihres Kleides waren Banknoten eingenäht. Als ich aufwachte, trennte ich die Naht an der gleichen Stelle meines Kleides auf, wo das Mädchen das Geld gefunden hat. Und, Burk, auch in meinem Kleid waren Geldscheine eingenäht. Zwanzig Tausend-Solar-Scheine.«

Sie griff sich in den Ausschnitt und holte ein Bündel abgegriffener Banknoten heraus,

Jefferson starrte das Geld ausdruckslos an.

»Burk«, bat Lorelei, »willst du dieses Geld an dich nehmen und es für mich verwahren?«

Jefferson nahm das Geld und spielte unentschlossen damit. Waren die 20.000 Solar der eigentliche Köder in der Falle? Darüber konnte Burkin Jefferson nur lächeln. Er würde ganz bestimmt nicht anbeißen — für ihn waren erst sechsstellige Summen interessant.

»Für dich ist das wahrscheinlich ein lächerlicher Betrag«, fuhr Lorelei fort, als hätte sie seine Gedanken gelesen. »Aber für mich stellen diese 20.000 Solar ein Vermögen dar. Sie sind alles was ich habe. Und genau betrachtet besitzen sie den Wert von zwei Millionen!«

Jefferson runzelte die Stirn. Wie meinte sie denn das nun wieder?

»Bitte, Burk, tu mir den Gefallen.«

»Okay. Meinetwegen.« Er steckte das Geld ein.

Er grübelte noch lange darüber nach, was sie damit gemeint haben mochte, dass die zwanzig Scheine zwei Millionen Solar wert seien. Vielleicht sollte er sie im Labor analysieren lassen? Er hatte das Geld kaum in seiner Tasche verstaut, als sich ihm eine schwere Hand auf die Schulter legte.

»Sie sind verhaftet«, sagte eine sonore Stimme hinter ihm. »Leisten Sie keinen Widerstand, Burkin Jefferson. Oder soll ich Sie John Bell nennen?«

3

Michael Rhodan getraute sich während der sechstägigen Überfahrt nach Terra kaum, seine Kabine zu verlassen. Die meisten Passagiere der HOLLIDAY 25 waren Touristen, die ihren Urlaub im anderen Universum bei den Knooks verbracht hatten. Perry Rhodans Sohn war ihnen noch gut in Erinnerung, denn ihrer Ansicht nach hatte er ihnen erst durch eine mutige Tat die Rückkehr in dieses Universum ermöglicht. Sie feierten ihn als Helden, wo Michael auftauchte. Deshalb zog er die Einsamkeit seiner Kabine vor. Es stimmte zwar, dass er fast zehntausend Menschen vor einem schlimmen Schicksal bewahrt hatte, aber er fühlte sich trotzdem nicht als Held. Er hatte in einer verzweifelten Situation nur die Ruhe bewahrt und seinen Verstand gebraucht.

Jetzt saß er in der Klemme. Er konnte sich nirgends im Schiff bewegen, ohne erkannt und gebührend empfangen zu werden. Er bereute bereits, nicht schon vor Tagen mit einem der auf Umtar stationierten USO-Schiffen nach Terra geflogen zu sein. Aber damals hatte alles noch anders ausgesehen — Linda Leroy war bei ihm gewesen.

Michael seufzte. Er würde sie wahrscheinlich nie Wiedersehen. Außer durch Zufall.

Das Bildsprechgerät schlug an. Michael nahm das Gespräch entgegen. Der Anrufer war Kommandant Ankara.

»Haben Sie Lust, mit mir zu lunchen, Mike?« erkundigte sich der Raumfahrer. »Professor Farkas wird ebenfalls anwesend sein. Sie wissen schon, das ist der Psychodynamiker, der das Mädchen betreut, von dem ich Ihnen erzählt habe.«

»Ja, ich weiß«, sagte Michael. »Und was ist mit dem Mädchen? Wird sie auch kommen?«

Der Kommandant bedauerte. Michael nahm die Einladung dennoch dankbar an. Er zog sich gemächlich um und betrat eine halbe Stunde später Ankaras Kabine.

Professor Farkas nickte Michael zerstreut zu. Er schien mit seinen Gedanken weit fort zu sein. Während des Essens wurde nicht viel gesprochen. Der Kommandant wandte sich gelegentlich mit einer Frage an Michael, die dieser einsilbig beantwortete. Der Professor aß schweigend. Erst als sie sich in das Rauchzimmer zurückzogen und Charles H. Ankara das Gespräch auf Lorelei brachte, taute der Psychodynamiker auf.

»Ich gäbe viel, wenn ich ihr Vertrauen zurückgewinnen könnte«, sagte er betrübt und erzählte Michael, wie Burkin Jefferson durch einen plumpen Trick ihr Interesse geweckt hatte.

»Dieser Halunke könnte sie ins Verderben stürzen, wenn das in seiner Absicht liegt.« Michael warf dem Kommandant einen fragenden Blick zu.

Dieser erklärte: »Auf Professor Farkas' Wunsch haben wir bei den Behörden auf Umtar Erkundigungen über Jefferson eingeholt. Er ist ein übler Bursche, der eine Menge auf dem Kerbholz hat. Er befindet sich nur deshalb auf freiem Fuß, weil es bisher noch nicht gelang, ihm irgend etwas zu beweisen. Bei der USO steht er sogar in dem Verdacht, für den akonischen Geheimdienst gearbeitet zu haben. Und ich vermute sogar, dass er mit dem Mord im Kasino zu tun hat. Aber nicht einmal das lässt sich beweisen. Denn er besitzt für die fragliche Zeit ein Alibi. Das heißt, er behauptet, in seiner Kabine gewesen zu sein, und wir können ihm das Gegenteil nicht beweisen.«

Professor Farkas rutschte ungeduldig auf seinem Sitz hin und her. »Mir geht es gar nicht darum, diesen Kerl zu überführen«, sagte er, nachdem Ankara geendet hatte. »Ich möchte ihn nur von Lorelei fernhalten, damit er sie nicht ins Unglück stürzt.« Er funkelte Ankara zornig an. »Sind Sie denn nicht einmal in der Lage, diesen Verbrecher von ihr fernzuhalten?«

»Dazu fehlt mir die rechtliche Handhabe«, sagte der Kommandant steif.

Der Psychodynamiker wandte sich an Michael. »Können Sie denn nichts unternehmen, junger Mann. Sie sind doch Perry Rhodans Sohn. Legen Sie diesem Verbrecher das Handwerk!« Michael lächelte schmerzlich. Der Psychodynamiker mochte auf seinem Gebiet eine Kapazität sein, aber von den einfachsten Dingen, die außerhalb seiner Wissenschaft lagen, hatte er keine Ahnung.

»Ihnen liegt wohl sehr viel an dem Mädchen«, sagte Michael. »Warum?«

»Warum?« wiederholte Professor Farkas verblüfft. Dann erklärte er: »Dieses Mädchen leidet an einer bisher unbekanntem Form von Amnesie. Das heißt, sie zeigt einige bekannte Symptome, nur ist ungewöhnlich, dass sie alle diese Symptome in sich vereinigt. Zuerst nahm ich an, dass es sich bei ihr um retrograde Amnesie handelt. Das hätte bedeutet, dass der Ausfall eines Teiles ihrer Erinnerung durch mechanische Erschütterungen oder Vergiftungen des Gehirns zustande gekommen wäre. Darauf deutete hin, dass sie nur einen Teil ihrer Erinnerung verlor — nämlich die Erlebnis-Erinnerung. Andere Erinnerungen', darunter fallen Sprachkenntnisse und andere lebenswichtige Eigenschaften, hatten bei ihr nicht gelitten.« Der Psychodynamiker machte eine Pause. Als er in seinen Erklärungen fortfuhr, gähnte Charles H. Ankara herzlich; er wusste, dass er sich nun auf einen langatmigen Monolog gefasst machen konnte.

»Aber bei einer retrograden Amnesie hätte die Gesamterinnerung bald und plötzlich einsetzen müssen. Das ist jedoch nicht der Fall. So muss ich davon ausgehen, dass das traumatische Ereignis nicht physischer Natur, sondern rein psychischer Natur war. Die Amnesie konnte zum Beispiel durch einen geistigen Schock hervorgerufen worden sein. Und ich würde sogar von einem künstlich herbeigeführten Schock sprechen . . .«

»Sie denken an posthypnotische Amnesie?« warf Michael ein.

Der Professor starrte ihn an. »Wollen Sie damit sagen, dass Sie meinen Ausführungen folgen konnten?«

Michael lächelte schwach. »In etwa, Professor. Ich habe eben zwei Semester ezialistisches Training hinter mir. Einiges davon ist in mir haften geblieben.«

Charles H. Ankara räusperte sich. »Ich glaube, ich ziehe mich zurück.«

»Nein, bleiben Sie bitte, Kommandant«, bat Michael schnell. »Professor Farkas stimmt mir sicherlich zu, wenn wir das Gebiet der höheren Psychologie verlassen und auf den Kern der Sache zu sprechen kommen. Sie wollen Lorelei von schädlichen Einflüssen fernhalten, Professor. Dem stellt sich nur dieser Burkin Jefferson in den Weg. Aber auf legale Weise kann man ihn nicht ausschalten. Also muss man ihn mit seinen eigenen Waffen schlagen.«

»Mit ungesetzlichen Mitteln?« fragte Charles A. Ankara entrüstet.

»Mit Mitteln, die im Rahmen des Gesetzlichen erlaubt sind«, korrigierte Michael. Er lächelte.

»Sie wissen doch, dass man auch das Gesetz verschieden auslegen kann. Im Falle Jeffersons

dürften Sie keine Bedenken haben, denn Sie sind schließlich überzeugt, dass er ein Verbrecher ist.«

»Und wie stellen Sie sich diese besondere Auslegung des Gesetzes vor?« wollte Ankara wissen.

»Irgendein Delikt wird sich sicherlich finden, damit Sie Jefferson solange festhalten, bis das Mädchen in Sicherheit ist«, sagte Michael. »Nehmen Sie ihn bis zur Landung auf Terra unter irgendeinem Vorwand in Untersuchungshaft. Dann übergeben Sie ihn den terranischen Behörden. Bis er dann seine Freilassung erreicht, ist das Mädchen schon lange aus seinem Einflußbereich verschwunden.«

»Aber ich müsste wenigstens irgend etwas gegen ihn in der Hand haben«, beteuerte Ankara.

»Sehen Sie mal in seiner Kabine nach«, schlug Michael vor.

Ankara wehrte entsetzt ab. »Damit will ich nichts zu tun haben.«

»Dann nehme ich die Sache in die Hand«, erklärte Michael kurz entschlossen.

\*

Als Michael Jeffersons Kabine mit dem Nachschlüssel aufschloss, erkannte er sofort, dass er es hier mit einem Profi zu tun hatte.

Auf dem Teppich hinter der Tür war ein kaum sichtbares Drahtnetz gespannt, das beim Auftreten eine Filmkamera einschaltete. Michael übersprang das Drahtnetz. Er durchsuchte die Kabine zuerst nach weiten Fallen und entdeckte an zehn verschiedenen Stellen Kapseln, die bei unsachgemäßer Berührung explodierten. Wahrscheinlich beinhalteten sie irgendein Schlafgas. Michael begann zu schwitzen. Er ahnte erst jetzt, worauf er sich hier eingelassen hatte. Er kannte zwar eine Menge Tricks aus der Agentenbranche, die er sich durch den Kontakt mit Allan D. Mercant, Atlan und dessen USO-Spezialisten angeeignet hatte. Aber seine Kenntnisse waren nicht einschlägig genug, um sich mit einem Mann wie Jefferson messen zu können.

Die Kabine war eine einzige Falle. Aber das bewies, dass Jefferson eine Menge zu verbergen hatte. Professor Farkas' Sorge um das Mädchen Lorelei war demnach berechtigt. Nur dieser Umstand ließ Michael ausharren.

Nachdem er die Schlafgaskapseln entdeckt hatte, machte er sich mit besonderer Vorsicht an die Durchsuchung der Kabine. Nach zehn Minuten fand er die fünf Aktenkoffer. Sie waren aus echtem schwarzen Leder gearbeitet und besaßen Individualschlösser, die nur von einer bestimmten Person, in diesem Falle sicher Jefferson, geöffnet werden konnten. Für Michael war es klar, dass sich alle eventuellen Beweise nur in diesen Aktenkoffern befinden konnten. Aber ihm war auch klar, dass er nur gewaltsam an den Inhalt herankommen konnte — und selbst das nur sehr schwer und unter Gefahren.

Er ergriff den ersten Koffer und legte ihn auf den Tisch.

Ein Individualschloß war eine harte Nuss, aber es war nicht unüberwindbar. Wenn man es zuwege brachte, einen Computer zur Annahme von konfusen, irrationalen Daten zu veranlassen und somit vor eine unlösbare Aufgabe stellte, dann konnte man dadurch seine Selbstvernichtung erreichen.

Ähnlich verhielt es sich auch mit einem Individualschloß. Wenn man einfach ein falsches Individualmuster in den Schlitz des Individualtasters schob, dann öffnete sich das Schloss eben nicht. Legte man dem Taster aber ein Phantasiemuster vor, das unter keinen Umständen existent sein konnte, dann zwang man das Individualschloß zur Selbstvernichtung.

Michael trug in seinem Gepäck solch ein Phantom-Individualmuster mit sich, wie es auch die Agenten der Solaren Abwehr benutzten. Sein Geheimnis bestand darin, dass es dreifach belichtet war — es befanden sich also die Individualmuster von drei Personen darauf, und zwar übereinander gelagert.

Michael holte das Phantom-Individualmuster hervor und schob es in den Eingabeschlitz des

Koffers. Einige Sekunden lang geschah überhaupt nichts, dann begann es plötzlich im Schloss zu ticken, feiner Rauch stieg daraus hervor, und gleich darauf sprang der Koffer mit einem dumpfen Knall auf. Michael konnte gerade noch einen Blick auf den Inhalt werfen, dann verging er in einer Stichflamme.

Michael verließ überstürzt die Kabine. Obwohl die Sicherheitsanlage des Koffers den Inhalt durch das gewaltsame Öffnen vernichtet hatte, hatte Michael genug gesehen.

Er ging zur nächsten öffentlichen Bordsprechanlage und setzte sich mit dem Kommandanten in Verbindung.

»Ich habe soeben in Jeffersons Kabine eine Bioplastmaske entdeckt«, berichtete Michael.

»Auf sie trifft die Beschreibung des von Ihnen gesuchten John Bell zu. Es kann also kein Zweifel darüber bestehen, dass Jefferson und der Kasino-Mörder identisch sind. Leider gelang es mir nicht, die Maske sicherzustellen.«

»Ihre Aussage genügt vor einem Gericht aber nicht«, sagte Charles H. Ankara bedauernd.

»Jeder halbwegs geschickte Verteidiger würde einen Freispruch für Jefferson erreichen.«

»Aber dieses Indiz müsste ausreichen, um Jefferson zumindest in Untersuchungshaft zu nehmen«, erklärte Michael.

Ankara nickte. »Ich habe Jefferson für alle Fälle beschatten lassen. Er hat nach der Halbzeit-Taufe zusammen mit Lorelei eine Bar aufgesucht. Dort werde ich ihn verhaften lassen.«

\*

Professor Farkas schien einem Nervenzusammenbruch nahe, als Michael zwei Tage später die Psychologische Abteilung betrat.

»Ich habe Sie rufen lassen, weil Sie der einzige Mensch sind, zu dem Lorelei den Kontakt nicht verweigert«, empfing der Psychodynamiker ihn. »Nach Jeffersons Verhaftung hat sie sich nur noch weiter von mir zurückgezogen. Sie lässt mich nicht einmal in ihre Kabine. Ich bin verzweifelt. Dabei scheint es, dass sie sich in einer hochgradigen Krise befindet. Wenn sie sich nur von mir helfen lassen würde!«

»Und was kann ich tun?« erkundigte sich Michael.

»Sprechen Sie mit ihr«, sagte Farkas. »Sie fühlt sich zwar vollkommen normal, aber sie ist es nicht. Selbst wenn sie ihre Erinnerung in nächster Zeit zurückbekommt, was ich allerdings sehr bezweifle, so benötigt sie trotzdem sachkundige Hilfe. Lassen Sie sich das Versprechen geben, dass sie sich auch auf Terra in die Behandlung eines Psychodynamikers begibt.«

»Ich werde versuchen, sie dazu zu bewegen«, sagte Michael. Aber er glaubte nicht so recht an einen Erfolg. Lorelei hatte sich nach Jeffersons Verhaftung mit ihm zwar unterhalten, doch war sie immer auf Distanz geblieben. Es war ihm nicht möglich gewesen, das Eis zwischen ihnen zu brechen. Lorelei schien Jefferson immer noch verfallen zu sein, egal, was man ihr über ihn erzählte.

»Warten Sie einen Augenblick, Mike.« Der Professor

griff in die Tasche seines Arbeitskittels und brachte ein Bündel zerknitterter Banknoten daraus hervor. »Sagen Sie Lorelei, dass Sie ihr das Geld zurückbrächten, das Jefferson ihr abgenommen hat. Vielleicht können Sie sich damit den Zutritt in ihre Kabine erkaufen.« Michael nahm das Geld an sich.

Er ging zu Loreleis Kabine, die auf demselben Korridor lag wie die Psychologische Abteilung. Dieser Trakt gehörte noch zur Krankenstation.

Er läutete. Nach einer endlos scheinenden Zeit wurde die Tür einen Spalt breit geöffnet.

Loreleis Gesicht blieb ausdruckslos, als sie Michael erkannte, aber sie ließ ihn wenigstens eintreten. Wortlos ging sie durch den Raum und legte sich auf das unbezogene Bett.

»Ich komme, um Ihnen die 20.000 Solar zurückzuerstatten«, sagte Michael, nachdem er die Tür hinter sich geschlossen hatte.

Lorelei reagierte darauf überhaupt nicht. Michael legte das Geld auf den Tisch, nahm sich

einen Stuhl und rückte ihn an ihr Bett. Lorelei war hübsch, fast schön, wenn ihr Mund nicht ein wenig zu groß geraten wäre. Es fiel ihm jetzt zum erstenmal auf.

Michael wollte etwas sagen, aber sie kam ihm zuvor. Sie lag auf dem Rücken und starrte blicklos zur Zimmerdecke hinauf. Sie sprach mit leiser, klarer Stimme.

»Möchten Sie die Geschichte der Samantha Lund hören? Bestimmt möchten Sie sie hören, denn Sie denken, dass ich diese Samantha Lund sei. Damit haben Sie recht, Mike. Ich weiß es jetzt mit Bestimmtheit, denn das Leben der Samantha Lund liegt wie ein offenes Buch vor meinen Augen. Ich weiß jetzt auch, was meinen Gedächtnisschwund verursacht hat. Es waren Menschenhändler, dieselben brutalen, skrupellosen Männer, die mich von Halperoon verschleppt haben.

Mein Vater und ich zogen auf der Suche nach ertragreichen Erzadern durch das Askadier-Gebirge, als wir zufällig auf das Lager der Menschenhändler stießen. Wir wollten beim Anblick des in einem unwegsamen Tal verborgenen Raumschiffes sofort umkehren, aber es war zu spät. Die Menschenhändler nahmen uns gefangen. Sie töteten Vater vor meinen Augen. Mich nahmen sie mit sich. Man erwartete sich auf dem Sklavenmarkt von mir einen guten Preis. Aber es kam anders. Der Anführer der Menscherhändler wollte mir Gewalt antun — das dürfte bei mir einen solchen Schock ausgelöst haben, dass ich mein Gedächtnis verlor. Jetzt kann ich mich wieder an fast alle Einzelheiten erinnern. Ich erinnere mich auch daran, dass mich die Menschenhändler auf dem Meteoriten absetzten und durch SOS-Rufe die zufällig vorbeikommende HOLLIDAY auf mich aufmerksam machten.«

Lorelei schwieg. Michael verbesserte sich in Gedanken; es musste heißen: Samantha Lund schwieg. So hieß sie offensichtlich, und es gab keinen Grund, dies anzuzweifeln.

»Ich bin froh, dass Sie Ihre Erinnerungen wieder besitzen, Sam«, sagte Michael warm.

»Niemand ist glücklicher als ich.« Aber der Tonfall ihrer Stimme sprach ihren Worten Hohn.

»Was bedrückt Sie denn noch, nachdem Sie alles über sich wissen?« fragte Michael.

»Es gibt noch Lücken in meinem Gedächtnis — Lücken und Widersprüche.« Sie machte eine energische Bewegung mit dem Kopf, als wolle sie diese Gedanken abschütteln. Sie blickte Michael an und sagte: »Aber schließlich besitzt jeder Mensch gewisse Erinnerungslücken.«

»Sicher.« Michael sah sie fest an, als er fragte: »Haben Sie schon Pläne für die Zukunft? Die 20.000 Solar sind immerhin ein gutes Fundament für die Gründung einer Existenz. Wenn Sie sie gut anlegen, können Sie einige Zeit ein sorgloses Leben führen.«

Samantha taute ganz unvermittelt auf. Sie hatte nichts mehr von dem melancholischen, verschüchterten Mädchen an sich.

»Ich möchte reich werden«, sagte sie. »Ich möchte mit den 20.000 Solar an der Börse spekulieren und reich werden. Ich werde Aktien kaufen, wenn sie billig zu haben sind, und sie verkaufen, wenn sie am höchsten notiert werden. Ich werde unglaublichen Reichtum scheffeln.«

Michael musste lachen. Die Fröhlichkeit des Mädchens war einfach ansteckend. Es war eine Freude, zu sehen, wie sie auflebte und zu einem anderen Menschen wurde.

»Passen Sie nur auf, dass Sie sich nicht verspekulieren«, meinte Michael scherzhaft.

Mit einem Schlage wurde Samantha wieder ernst.

»Ich werde Vaters Geld nicht verjuxen, Mike«, sagte sie. »Schließlich weiß ich, dass er zwei Millionen Solar für die zwanzig Scheine bezahlt hat. Ich werde wieder zwei Millionen daraus machen — wenn nicht zwanzig oder mehr. Glauben Sie mir, Mike?«

Michael machte ein zweifelndes Gesicht, aber er wollte ihr die Illusion nicht mit einem Schlag rauben, weil er nicht wusste, wie sehr sie daran glaubte.

Statt dessen fragte er: »Wie kommen Sie überhaupt auf die Idee, Ihr Vater hätte für 20.000 Solar zwei Millionen zahlen müssen, Sam? Klingt das nicht ein wenig unlogisch?«

Sie legte die Stirn in Falten. »Ich weiß es eben, Mike. Das muss doch genügen, nicht wahr?«

»Vielleicht, vielleicht aber auch nicht. Jedenfalls scheinen Ihre Erinnerungen noch nicht vollständig zu sein. Versprechen Sie mir, dass Sie sich auch auf Terra in ärztliche Behandlung

begeben werden?«

Sie nickte, aber der Ernst war aus ihren Augen verschwunden, dafür blitzte der Schalk in ihnen auf.

»Ich werde mich in psychische Behandlung begeben«, versprach sie, schränkte jedoch ein:

»Aber erst, wenn ich mein Vermögen beisammen habe.«

Michael belächelte ihre Naivität.

Zwei Monate später lächelte er nicht mehr. Denn da war Samantha Lund zwanzigfache Millionärin.

4

Kaum auf Terra angekommen, schrieb sich Michael auf der Universität von Terrania-City ein. Nach seiner allgemeinen Ausbildung im Ezialistischen Institut von Umtar strebte er nun ein Studium für die Fachgebiete Kosmonautik und Hochenergie-Maschinenbau an.

Michael stürzte sich mit wahren Feuereifer in sein Studium. Er vergaß darüber seine Umwelt in einem Maße, dass es schon beängstigend war.

Er pflegte zu langjährigen Freunden keinen Kontakt mehr. Seine Eltern, die sowieso die meiste Zeit über in Regierungsgeschäften unterwegs waren, bekamen ihn kaum mehr zu Gesicht. Selbst seine Zwillingschwester Susan, die er über alles liebte und der er immer seine geheimsten Gedanken anvertraut hatte, sah ihn während der nächsten Zeit nur gelegentlich.

Das Mädchen Samantha Lund, mit ihren hochfliegenden Plänen, hatte er bereits vergessen. Er wusste, dass die Behörden sie ohne große Schwierigkeiten hatten einreisen lassen und dass sie anschließend ihr Vorhaben, an der Börse zu spekulieren, wahr machte. Über ihre Erfolge oder Misserfolge war er nicht unterrichtet.

Dieses Kapitel war für ihn abgeschlossen. Er dachte überhaupt nicht mehr an Samantha Lund. Er wurde erst wieder an sie erinnert, als er eines Tages das Videogerät einschaltete, um Weltnachrichten zu hören. Das war am 29. September 2423. Am nächsten Tag sollte er mit einem Schulschiff zu einer vierwöchigen Exkursion in die nähere Galaxis starten. Er wollte sich entspannen und geistig einmal »vollkommen« abschalten.

Er wunderte sich nicht schlecht, als der Sprecher ein Interview mit dem »Goldmädchen« Samantha Lund ankündigte. Aber noch überraschter war Michael, als umgeblendet wurde und die Kamera Samantha einfing. Sie hatte sich zu einer eleganten jungen Dame herausgemausert. Ihre Kleidung zeugte von Geschmack, ihr Make-up war raffiniert, sie strahlte Selbstsicherheit aus.

Nachdem sie sich gesetzt hatte, sprach der Reporter einige Einführungsworte über ihre tragische Vergangenheit, dann kam die Befragung.

Reporter: »Stimmt es, dass Sie nur 20.000 Solar besaßen, als Sie nach Terra kamen, Miss Lund?«

Lorelei: »Nicht ganz. Denn ich besaß außer meiner Barschaft noch ein wertvolles Gut — meinen untrüglichen Spürsinn.«

R.: »Damit wären wir beim Wesentlichen angelangt. Man nennt Sie das Goldmädchen, das alles zu klingender Münze macht, was es anfasst. Man behauptet sogar, dass Sie ein drittes Auge besäßen, mit dem Sie in die Zukunft blicken und kommende Geschehnisse voraussagen könnten. Wie stellen Sie sich dazu, Miss Lund? Wie würden Sie Ihre Begabung bezeichnen?«

L.: »Nun, ganz bestimmt nicht als Hellseherin, wie manchmal behauptet wird. Denn dann hätte mich Mr. Marshall, der Leiter des terranischen Mutantenkorps, vom Fleck weg engagiert. Er hat natürlich mit mir Verbindung aufgenommen. Aber ich möchte hier ein für allemal klarstellen, dass ich sämtliche Tests nicht bestanden habe. Ich bin keine Hellseherin, und sollte ich doch ein drittes Auge besitzen, dann ist es für gewisse Dinge blind.«

R.: »Wie würden Sie dann Ihre Begabung nennen?«

L.: »Ich glaube, ich habe überhaupt keine Begabung. Mein Gewinn an der Börse wurde von irgendeinem findigen Reporter ganz einfach hochgespielt.«

R.: »Aber man sagt Ihnen nach, dass alles zu Gold wird, was Sie anfassen, Miss Lund. Das kommt nicht von ungefähr, denn bisher ist diese Prophezeiung immer noch eingetroffen.«

L.: »Ich habe bei meinen Spekulationen eben Glück.«

R.: »War dieses Glück vielleicht programmiert? Hatten Sie ein System für Ihre Spekulationen, wie andere ein System für Glücksspiele haben? Könnten Sie für jene Hörer, die auch ihr Glück an der Börse versuchen möchten, einen Tipp geben?«

L.: »Jawohl. Sie sollen Aktien billig kaufen und dann abstoßen, wenn sie am höchsten notiert werden. So habe ich es jedenfalls getan.«

R.: »Und die Statistik beweist, dass Sie dabei immer gut gefahren sind. Sie haben in zwei Monaten aus zwanzigtausend Solar zwanzig Millionen gemacht und dabei nie auch nur einen Soli eingebüßt. Aber mehr noch, mit diesem Kapital haben Sie die Telnic Electronics aufgekauft. Wussten Sie damals, dass die Firma praktisch vor dem Ruin stand?«

L.: »Nein, denn sonst hätte ich wohl nicht mein gesamtes Vermögen in sie investiert.«

R.: »Aus welchen Motiven haben Sie die Firma aufgekauft? Hatten Sie den Tipp bekommen, dass sich im Geheimschatz der Telnic Electronics die Pläne über eine unbezahlbare Erfindung befanden? Wussten Sie das von Ihren Spionen oder verließen Sie sich ganz auf Ihren Instinkt?«

L.: »Ich unterhalte keine Spione. Wenn Sie es so ausdrücken wollen — ich handelte instinktiv.«

R.: »Jedenfalls können Sie sich auf Ihren Instinkt verlassen. Durch die Pläne, die sich im Tresor der Telnic Electronics befanden, wurden Sie praktisch zur Milliardärin. Denn wie man hört, interessiert sich die Solare Flotte dafür.«

L.: »Ja, das stimmt. Die Solare Flotte hat die Telnic Electronics damit beauftragt, bestimmte Geräte anhand der Pläne in Produktion zu nehmen.«

R.: »Dürfen Sie uns sagen, um was für Geräte es sich handelt?«

L.: »Es ist zwar ein Geheimprojekt, aber ich glaube, dass ich mich nicht des Verrats schuldig mache, wenn ich folgendes ausplaudere: Es handelt sich um ein Gerät, das auf einer bestimmten Frequenz hyperstrukturelle Impulse registriert und auf Grund dieser bestimmten Funktionen noch vor einer konventionellen Ortung auslöst.«

R.: »Wenn ich Sie recht verstanden habe, dann könnte dieses Gerät — nennen wir es einmal X-Taster — eine Vorwarnung auslösen, bevor die konventionelle Ortung wirkt. Nehmen wir ein Beispiel, um die Angelegenheit zu illustrieren. Ein terranisches Schiff wird überraschend angegriffen. Der Feind möchte so rasch zuschlagen, dass das Terra-Schiff keine Chance für eine Gegenwehr besitzt. Der Feind wird also aus dem Ortungsschutz zuschlagen — meinerwegen aus den Störfeldern einer Sonne heraus. Nun wäre das terranische Schiff mit einer konventionellen Defensivbewaffnung verloren. Aber es besitzt den X-Taster. Damit ortet es den Feind. Der X-Taster leistet aber noch mehr — er aktiviert die Schutzschirme, löst den Alarm für die Feuerleitzentrale aus und ähnliches. Bin ich damit der Natur des X-Tasters auf die Spur gekommen? Ah, Sie schweigen. Das kann ich Ihnen nicht verwehren. Aber Schweigen kann manchmal sehr beredt sein. Ich danke Ihnen jedenfalls für dieses Gespräch, Miss Lund. Ich möchte Ihnen für die Zukunft nur wünschen, dass Sie auch bei Ihren privaten Unternehmen eine so glückliche Hand beweisen, wie bei Ihren beruflichen. Nur noch eine Frage, Miss Lund. Wie sehen Ihre Pläne für die nächste Zukunft aus?«

L.: »Ich werde mich verheiraten.«

R.: »Wie ich sehe, haben Sie den Bräutigam mit zu uns ins Studio gebracht. Es ist kein anderer als jener Mann, der Miss Lund gleich bei Beginn ihrer steilen Karriere gemanagt hat. Mr. Burkin Jefferson!«

Die Kamera schwenkte, so dass nur Samantha und Jefferson im Bild waren. Sie lächelte

übergücklich, er schmierig.

»Goldmädchen, damit hast du zum erstenmal einen Fehlgriff getan«, murmelte Michael.

\*

Michael versuchte noch an diesem Abend, mit Samantha in Verbindung zu treten. Um das zu erreichen, ließ er sogar sämtliche Beziehungen spielen, die er als Sohn des Großadministrators besaß. Er war entschlossen, alles zu tun, um Samantha vor einem schwerwiegenden Fehler zu bewahren. Denn er wusste, dass sie sich durch eine Heirat Burkin Jefferson völlig auslieferte. Aber wie sehr sich Michael auch einsetzte, er konnte nichts für Samantha tun. Sie verließ mit ihrer Privatjacht gerade die Erde, als er mit einem Polizeischweber auf dem Raumhafen von Terrania-City landete.

Am nächsten Tag begab er sich an Bord des Schulschiffes. Die folgenden vier Wochen waren verlorene Zeit für ihn. Er fiel durch die Prüfung, die nach Beendigung der Exkursion zu absolvieren war und musste sie in zwei Monaten wiederholen.

Zurück auf Terra, stellte er sofort Nachforschungen über Samantha an. In verschiedenen Illustrierten stand eine Menge über Samantha zu lesen. Mal wollte man sie in jenem Teil der Galaxis gesehen haben, dann wieder in einem anderen, der in entgegengesetzter Richtung lag. Es waren alles Zeitungsenten. Samantha Lund blieb mitsamt ihrem Bräutigam verschwunden. Nicht einmal bei der Telnic Electronics schien man zu wissen, wo sich Samantha aufhielt. Die Produktion des geheimnisvollen Gerätes, das in der Öffentlichkeit fortan als der X-Taster bezeichnet wurde, ging auch ohne ihre Anwesenheit flott voran. Es war nur eine Frage von einem halben Jahr, bis die Tests abgeschlossen waren und sämtliche Schiffe der Solaren Flotte damit ausgestattet wurden.

Nach einiger Zeit gab Michael seine Bemühungen auf, Samanthas Aufenthaltsort ausfindig zu machen. Es war dem Einfluss seiner Schwester Susan zuzuschreiben, dass er sich wieder mehr seinen persönlichen Zielen widmete. Sie hatte folgendermaßen argumentiert:

»Samantha ist eine Geheimnisträgerin, daher ist sie wertvoll für das Solare Imperium. Glaubst du nicht auch, dass die Agenten der Solaren Abwehr und der USO sie ständig beschatten? Sie werden darauf achten, dass sie nicht in die Hände einer fremden Macht gerät und selbstverständlich auch darauf, dass Burkin Jefferson ihr nichts anhaben kann. Du brauchst dich also nicht vor Angst verzehren und kannst beruhigt dein Leben leben.«

Michaels »Leben« normalisierte sich. Er hatte in seinem Studium außergewöhnliche Erfolge zu verzeichnen und war nebenher auch nicht gelegentlichen Flirts und anderen Vergnüglichkeiten abgeneigt. Aber sein geheimer Schwärm war nach wie vor das Mädchen Lorelei. Das gab er nicht einmal vor sich selbst zu, ja, er wusste es nicht einmal.

Erst als er in den Sommerferien des Jahres 2424 das Mädchen Sija kennenlernte, wurde er sich über seine Gefühle zu Samantha bewusst. Sija kam, wie Samantha, aus dem Nirgendwo. Er wusste nichts über sie, und als sie dann nach Thorum ging, der Welt der Gesetzlosen, folgte er ihr blindlings und geriet als Söldner einer fremden Macht in die Dunkelwolke. Unter normalen Umständen wäre er wahrscheinlich nie in diese Situation geraten, hätte er sich nie so leicht von Sijas Illusionen einlullen lassen. So gesehen, hatte Samantha sein Schicksal stark beeinflusst.

Als er gegen Ende des Jahres 2424 von seinem Abenteuer in der Dunkelwolke zurückkam, betrachtete er sich als von Samantha geheilt. Besser gesagt, er machte sich keine großen Gedanken über sie. Samantha war nun ein Mensch unter vielen, die seinen Weg gekreuzt hatten — wenn auch ein außergewöhnlicher Mensch.

Damit schien dieses Kapitel für Michael abgeschlossen. Er ahnte nicht, dass alles Bisherige nur ein Vorspiel gewesen war.

\*

Anfang des neuen Jahres erreichte Michael in seinem Bungalow am Goshun-See ein Hypergramm. Es war auf Umtar, der Hochburg des Ezialismus, aufgegeben worden und stammte von seinem Freund Slim Buru.

WENN DU ZEIT UND LUST HAST, DANN KOMME ZUR ERFINDERMESSE NACH UMTAR. 12. - 26. JANUAR. WÜRDE MICH FREUEN. HABE SELBST AUSGESTELLT. IN FREUNDSCHAFT SLIM.

Michael sah zu, dass er alle familiären und gesellschaftlichen Verpflichtungen bis zum 8. Januar erledigen konnte. Dann packte er seine Koffer und flog an Bord eines Kurierschiffes der USO, das zufällig den Drei-Finger-Nebel zum Ziel hatte, nach Umtar.

Slim Buru erwartete ihn bereits auf dem. Raumhafen von Maragod, der Hauptstadt Urntars, und nahm ihn mit in sein Haus, das nahe des Messegeländes lag.

5

»Du kannst hier wohnen, solange du willst«, sagte Slim Buru aufgeräumt und merkte gar nicht, dass sich Michaels Gesicht vor Enttäuschung verzog.

Michael konnte nicht begreifen, dass sich Slim in solcher Umgebung wohl fühlte, für ihn selbst hatte die Aussicht, vierzehn Tage oder mehr in diesem Haus verbringen zu müssen, nur wenig Verlockendes.

Von außen hatte das Haus einen recht normalen Eindruck gemacht. Es lag nur zwei Querstraße von Maragods Prachtstraße, der Flensh Tringel Avenue, entfernt. Außerdem konnte man zu Fuß in zehn Minuten das Ezialistische Institut und jenes Areal erreichen, wo sich noch vor einem Jahr ein Rummelplatz befunden hatte und wo jetzt die Erfindermesse untergebracht war. Alle diese Vorteile wurden unbedeutend, wenn man das Haus betrat.

»Hast du es von einem wahnsinnig gewordenen Wissenschaftler gemietet?« erkundigte sich Michael arglos. Das war ein Fehler gewesen.

Slim Buru war eingeschnappt. »Das Haus war eine trostlose Bruchbude, bevor ich einzog. Erst ich habe es beseelt, ich habe es in langer Mühsal so umfunktioniert, bis es das wurde, was es jetzt ist: eine Stätte, wo sich das Genie eines Forschers entfalten kann.«

Michael war anscheinend kein Genius, denn er würde sich hier sicher nicht entfalten können. Er war sogar der Meinung, dass er früher oder später überschnappte, wenn er hier längere Zeit verbringen musste.

Das Haus war in der Art eines Bungalows ohne Obergeschoss gebaut. Früher mochte es ein halbes Dutzend Räumlichkeiten besessen haben. Aber Slim hatte die Trennwände niedergerissen, so dass es nur noch einen Raum gab, in dem sich die »Intimzellen« befanden. Darunter waren das Bad, die Toilette und die Ruhelager zu verstehen. Bis hierher hatte Michael noch nichts einzuwenden, denn die Grundidee eines einzigen Wohnraumes, in dem andere Wohnbereiche wie Inseln untergebracht waren, hatte etwas für sich. Aber Slim war noch weiter gegangen — zu weit! Er hatte den Wohnraum zu seiner Arbeitsstätte gemacht. Aber nicht, dass er vielleicht eine »Arbeitszelle« geschaffen hätte, o nein, der ganze große Raum von 150 Quadratmetern war sein »ezialistischer Wirkungsbereich«.

Das sagte alles, aber vielleicht bedarf es doch eingehenderer Beschreibung. Der Ezialismus ist die »Extra Zerebrale Integration« und beschäftigt sich mit allen vom Menschen — und, mit Einschränkung, von Extraterrestriern — je geschaffenen Wissensgebieten. Ein Ezialist sollte Biologe, Ethnologe, Kosmosoziologe, Klempner und Psychologe sein; er sollte etwas von Medizin, Xenologie, Anthropologie und Geophysik verstehen — die Aufzählung ließe sich beliebig fortführen. Und entsprechend seinem Interessen- und Wissensbereich sollte auch sein

Laboratorium von allem etwas beinhalten. Daran hatte sich Slim strikt gehalten. Wenn von ihm gewünscht wurde, er solle die physikalische Altersbestimmung irgendeines Gegenstandes vornehmen, so brachte man ihn so wenig in Verlegenheit, wie mit der Bitte, Schuhe zu besohlen. Er besaß Flüssigkeits-Oszillations-Messgeräte und ein Klein-Spektrometer ebenso wie einen Schusterleisten.

Der 150 m<sup>2</sup> große Wohn- und Wirkungsbereich war ein einziger Alptraum.

»Im Augenblick beschäftige ich mich mit der Cytologie«, verkündete Slim und enthüllte vor dem verblüfften Michael ein Regal, das über die ganze eine Wand reichte und in dem gut fünfzig Terrarien standen. Kein einziges davon war leer; in ihnen hausten fremdartige Insekten, die Michael nicht einmal dem Namen nach kannte. Oder doch — von einer dieser ungeheuerlichen Insekten hatte er schon gehört. Es war eine Riesenwespe von der Pionierwelt Tanglies, die ihre Brut mit Vorliebe in menschlichen Körpern unterbrachte.

Michael wurde schreckensbleich. Er war überzeugt, es hier keine einzige Nacht auszuhalten. Aber Slim tröstete ihn.

»Du wirst sehen, es ist nur eine Sache der Gewöhnung.«

Sie machten es sich draußen auf der Terrasse gemütlich und tauschten gemeinsame Erinnerungen aus. Die Zeit verging schnell, und Michael gelang es sogar, nicht an die Schrecken zu denken, die seiner im Wohnzimmer harrten. Aber als die Dämmerung anbrach und Slim darauf drängte, dass sie zu Bett gehen sollten, begann Michael wieder ein seltsames Gefühl in der Magengegend zu verspüren. Er versuchte, Slim umzustimmen, aber er war unnachgiebig.

»Hast du vergessen, dass morgen der zwölfte Januar ist?« erinnerte er. »Da wird die Erfindermesse feierlich eröffnet, und wir müssen topfit sein.«

»Du hast dich unglaublich verändert, seit unserer letzten Begegnung, Slim«, sagte Michael bedauernd.

»Das stimmt«, gab Slim Buru zu. »Ich bin nicht mehr der Springinsfeld, der gedankenlos die Tage an sich vorüberziehen lässt. Jetzt über die nutzlos vertane Zeit zu hadern, wäre dumm. Aber ich habe mir vorgenommen, meine Zukunft ausgefüllter und sinnvoller zu gestalten. Deshalb verschrieb ich mich mit Haut und Haaren dem Ezialismus. Die Extra Zerebrale Integration duldet keine halben Sachen. Man muss sich ihr entweder voll und ganz widmen, oder man sollte die Finger von ihr lassen.«

»Und denkst du nicht manchmal an Myhra, Manya und die anderen?« fragte Michael den Freund.

Slim grinste. »Natürlich.« Er wurde wieder ernst. »Aber wenn die Erinnerung an sie zu übermächtig wird, dann hole ich mir ein interessantes Versuchstierchen und gehe in der Forschungsarbeit vollkommen auf. Verstehst du das, Michael?«

Michael nickte, obwohl er nicht ganz verstand. Sein Leben sinnvoll zu gestalten, musste ja nicht unbedingt heißen, auf gewisse Annehmlichkeiten gänzlich zu verzichten.

Wahrscheinlich hatte sein Patenonkel Reginald Bull recht, wenn er sagte, dass sich nur ein bestimmter Menschenschlag für den Ezialismus eignete: Nur wer einen Schuss Genialität und einen Schuss Wahnsinn, Realitätsbewusstsein und im gleichen Maße

Wirklichkeitsentfremdung besitzt, kann ein guter Ezialist werden.

Michael hätte nie geglaubt, dass ausgerechnet Slim zu diesem Menschentyp gehörte.

Sie schlossen sich für die Nacht jeder in eine Schlafzelle ein. Michael konnte noch lange kein Auge zutun. In der Dunkelheit schienen ihn riesige Facettenaugen anzustarren, Klauen nach ihm zu greifen und Rüssel sich nach ihm zu strecken . . .

\*

Auf dem Gelände der Erfindermesse gab es hundert Pavillons, in denen fast dreihundert Aussteller untergebracht waren. Es handelte sich dabei durchwegs um Ezialisten. Die größte

Erfindung war ein quaderförmiges Gebilde von der Größe eines Zweifamilienhauses. Es hieß »Allzweck-Versorger« und konnte einen einzelnen Mann für fünf Jahre — und in jeder Umgebung — am Leben erhalten. Die kleinste Erfindung war eine daumengroße Kapsel und wurde »SOS-Implo« genannt. Es war ein Sprengkörper, der nach der Zündung in einer Implosion verging. Dabei entstanden fünfdimensionale Schockwellen, die noch in dreißig Lichtjahren Entfernung angemessen werden konnten. Der »SOS-Implo« war also ein recht wirksamer Rettungsanker für Schiffbrüchige.

Slim stellte im Studentenvavillon aus. Seine Erfindung besaß die Größe einer mittleren Drehbank. Das Gerät bestand aus unzähligen Teilen, die Michael fast alle irgendwie bekannt vorkamen, deren Zweck in dieser Anordnung für ihn aber unergründlich war. Er sah Glasbehälter mit oder ohne Flüssigkeiten, Schaltpulte und Okulare von Elektronenmikroskopen. Nach vorsichtiger Schätzung legte er den Wert der verarbeiteten Teile mit 100.000 Solar fest. Das Ezialistische Institut auf Umtar ließ sich die Experimente seiner Schüler etwas kosten!

»Hm«, machte Michael beeindruckt, als er vor dem eigenwilligen Gerät stand.

»Es ist ein Cyto-Exkret-Katalysator«, erklärte Slim und sah Michael erwartungsvoll an.

»Eine umwerfende Erfindung«, sagte Michael unsicher.

»Willst du mich auf den Arm nehmen, oder weißt du tatsächlich, was unter einem Cyto-Exkret-Katalysator zu verstehen ist?« sagte Slim ärgerlich.

Michael lächelte. »Nun, nicht genau, aber bestimmt ist dieses Gerät für die Zellforschung und die Stoffwechselforschung in der Zoologie von großer Bedeutung.«

Slim wirkte daraufhin versöhnlicher. »Ich hoffe es, Michael. Immerhin, die Idee, von der ich bei der Konstruktion ausgegangen bin, sie ist zumindest großartig. Ich bin von der Voraussetzung ausgegangen, dass die Zellen aller Lebewesen durch die Abscheidung von Exkreten . . .«

»Bitte keinen Vortrag«, ersuchte Michael. »Ich habe letzte Nacht kaum geschlafen und könnte dir wahrscheinlich nicht folgen.«

»Ich dachte, dass dich meine Erfindung interessiert«, sagte Slim indigniert.

»Das tut sie bestimmt«, beteuerte Michael, »und ich möchte auch mehr darüber in Erfahrung bringen. Aber wenn du mich informierst, dann tu es bitte auf verständliche Weise. Gebrauche ruhig einige volkstümliche Ausdrücke.«

Das schien Slim äußerst zuwider. Aber er tat Michael doch den kleinen Gefallen.

»Du weißt, dass Zellen Exkrete ausscheiden, nicht zu verwechseln mit den Sekreten! Die einfachsten Exkrete sind Kohlensäure und Wasser, die, soweit sie nicht anderweitig im Stoffwechsel Verwendung finden, durch die Exkretionsorgane als Harn oder durch die Haut abgegeben werden. Nun habe ich in einer langwierigen Forschungsreihe bewiesen, dass Exkrete teilweise in der Zelle zurückbleiben. Ich betrachte dies als den Grund für das vorzeitige Sterben der Zellen. Die zurückbleibenden Exkrete verkürzen also die Lebensdauer der Zellen. Folgst du mir?«

»Absolut!«

»Nun, dann kann ich einen Themensprung machen. Je älter eine lebende Zelle ist, desto mehr Exkrete beinhaltet sie. Denke dabei an einen Baum — je mehr Ringe er im Schnitt aufweist, desto älter ist er. Ein plumper Vergleich, aber er trifft das Wesentliche. Mit meinem Cyto-Exkret-Katalysator lässt sich nun der Exkretinhalt einer Zelle feststellen und ihr Alter bestimmen. Darauf lässt sich auch auf aas Alter des Wesens schließen, von dem die Zelle stammt. Und zwar so genau, dass ich einer Ameise nach der Untersuchung auf den Kopf zusagen kann, an welchem Tage und zu welcher Stunde sie geboren wurde!«

»Und du meinst, das beeindruckt die Ameise?«

»Mit dir ist nicht zu reden!« rief Slim ärgerlich.

Michael machte ein ernstes Gesicht. »Scherz beiseite. Auf die Gefahr hin, dass du mir den Schädel einschlägst, Slim, eine Frage. Hast du dieses aufwendige Gerät nur gebaut, um mit

ihm die genaue Geburtsstunde eines Insekts bestimmen zu können?«

»Natürlich nicht! Der Cyto-Exkret-Katalysator bietet ungeahnte Möglichkeiten. Ich habe vorhin über die Ursache des Zellverfalls gesprochen. Mit diesem Gerät ist es möglich, die zerstörerischen Exkrete aus den Zellen herauszuholen. Weißt du, was man damit erreichen könnte, Michael?«

»Un-unsterblichkeit?« stotterte Michael.

»Unsterblichkeit!«

»Das meinst du nicht im Ernst, Slim.«

Der Alfure mit den wulstigen Lippen und der platten Nase wiegte den Kopf. »Meine Versuche sind noch lange nicht abgeschlossen, aber ich sehe der Zukunft sehr optimistisch entgegen. Bisher habe ich nur deshalb keine überragenden Erfolge erzielt, weil das Ezialistische Institut mir nicht genügend Geldmittel zur Verfügung gestellt hat. Aber ich habe bereits Kontakte mit Geldgebern aufgenommen und einer von ihnen ist sehr an meiner Erfindung interessiert.«

»Das kann ich mir vorstellen«, sagte Michael, der nicht recht wusste, was er von der Geschichte halten sollte. Slim war recht intelligent und phantasievoll — bestimmt war er einer der besten Schüler des Ezialismus. Aber andererseits war er auch noch überaus jung, nur ein Jahr älter als er, Michael, also noch nicht ganz einundzwanzig. Konnte er auf Anhieb etwas entdeckt haben, was anderen Forschern praktisch vor der Nase gelegen hatte, worauf sie aber nie gekommen waren? War Slim durch einen glücklichen Zufall auf etwas gestoßen, an dem berühmte Wissenschaftler in jahrhundertelanger Arbeit achtlos vorübergegangen waren? Unsterblichkeit! Wenn Slims Theorien seriös waren, dann konnte bald jedermann Unsterblichkeit erlangen.

»Da staunst du, Michael, was?« Slim weidete sich an Michaels Verblüffung. »Du bist überwältigt, aber mir entgehen auch deine Zweifel nicht. Aber sei gewiss, ich werde deine Zweifel bald beseitigen. Irgendwann, in naher Zukunft, wird es zur Selbstverständlichkeit gehören, dass man sich mittels der Buruschen Methode Unsterblichkeit verschafft. Bisher war das größte Hindernis für mich, die Geldmittel für meine Arbeit zu beschaffen. Diese Hürde habe ich genommen. Übrigens — da kommen meine Geldgeber.«

Michael blickte in die von Slim gewiesene Richtung — und erstarrte. Die feierliche Eröffnung der Erfindermesse war vor einer Stunde vom Rektor des Ezialistischen Instituts vorgenommen worden. Inzwischen hatten auch die zahlenden Besucher Einlass gefunden; es herrschte reger Betrieb, selbst hier in dem Pavillon, in dem nur die Studenten ausgestellt hatten. Aber so dicht das Gedränge auch war — Michael erblickte Samantha Lund sofort. Und er erkannte den Mann an ihrer Seite auf Anhieb: Burkin Jefferson!

6

Samantha und Burkin Jefferson wurden von einem Dutzend bewaffneter Männer eskortiert. Es war unverkennbar, dass die zwölf Männer zu ihnen gehörten, denn sie trugen alle die gleiche Uniform: Eine dunkelblaue Kombination mit einem großen, goldenen siebeneckigen Stern auf der Brust. Auch Samantha und Burkin trugen eine solche Kombination.

Sie näherten sich zielstrebig Slims Ausstellungsstand.

»Sind das deine Geldgeber?« erkundigte sich Michael, nachdem er die Sprache wiedergefunden hatte.

»Jawohl«, antwortete Slim stolz. »Es sind sehr reiche Leute, die einen großen Einfluss auf die galaktische Politik ausüben. Bestimmt hast du schon von ihnen gehört. Es handelt sich um Burkin Jefferson, den Generalgouverneur von Ternillon, und seine Frau Samantha.«

»Ich habe von ihnen gehört«, sagte Michael. »Aber ich wusste nicht, dass Jefferson Generalgouverneur ist. Ich kenne ihn nur als Gewaltverbrecher ...«

»Michael!« rief Slim empört.

In nächsten Moment erhellte sich seine Miene, denn die vierzehnköpfige Gruppe hatte seinen Stand erreicht. Er machte eine tiefe Verbeugung. Slim konnte natürlich nicht wissen, wer Jefferson war. Er harte sich ihm als »Generalgouverneur von Ternillon« zu erkennen gegeben und wurde von ihm entsprechend behandelt. Trotzdem fand Michael, dass Slim etwas mehr Haltung hätte zeigen können. Auch die Tatsache, dass Jefferson ihm die Fortführung seiner Forschungsarbeit in Aussicht stellte, war keine Entschuldigung dafür, dass er sich so entwürdigend benahm. Er kroch vor Jefferson förmlich im Staube! Und dieser genoss das sichtlich. Er quittierte Slims Begrüßung mit spöttischem Lächeln und hatte nur die Andeutung eines Nickens für ihn übrig.

Michael wurde von Jefferson überhaupt nicht beachtet. Auch Samantha tat, als hätte sie ihn noch nie in ihrem Leben gesehen. Michael war Luft für sie!

Jefferson wandte sich Slims Cyto-Exkret-Katalysator zu und fragte:

»Ist das Ihre Erfindung?« Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: »Ich verstehe leider nichts von technischen Dingen. Aber meine Berater, die sich Ihre Arbeitsunterlagen angesehen haben, meinten, dass sie auf einer seriösen Basis beruhten. Das genügt mir. Ich werde Ihnen also die Chance geben, Ihre Arbeit fortzusetzen.«

»Meinen Sie das im Ernst, Mr. Jefferson?« rief Slim überwältigt aus. Sein Blick irrte zwischen Jefferson und Samantha hin und her, wanderte dann zu Michael und wieder zurück. Er schien sich von irgendwo die Bestätigung holen zu wollen, dass er das alles nicht nur träumte.

»Mit solchen Dingen scherze ich nicht«, erklärte Jefferson. »Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, jungen, hoffnungsvollen Erfindern und Forschern hilfreich unter die Arme zu greifen. Ihre Arbeit scheint mir äußerst vielversprechend, Slim, deshalb gebe ich Ihnen die Möglichkeit, sie auf Ternillon fortzuführen.«

»Ich soll nach Ternillon?« wunderte sich Slim.

»Das ist unbedingt nötig, wenn ich Sie unterstützen soll«, erklärte Jefferson. »Auf Ternillon stehen Ihnen alle erforderlichen technischen Geräte zur Verfügung; wir besitzen modernste Laboratorien und einen großen Stab an Wissenschaftlern und Technikern. Das alles steht Ihnen zur Verfügung, Slim, wenn Sie mein Angebot annehmen. Nur müssen Sie sich rasch entscheiden. Sie müssten morgen Abend reisefertig sein, denn dann startet die LORELEI.«

»Aber...«

»Ich habe bereits alles arrangiert.« Jefferson klopfte auf die Tasche, die von seinem Gürtel hing. »Hier drinnen habe ich den Vertrag für Sie, Slim. Gehen wir irgendwohin, wo wir ungestört sind. Dann können Sie den Vertrag durchlesen und sich alles noch einmal in Ruhe überlegen.«

»Das möchte ich auf jeden Fall noch tun«, sagte Slim unsicher.

»Dann gehen wir«, verlangte Jefferson.

Slim warf Michael einen Blick zu und sagte: »Wir sehen uns dann später, Mike. Warte in meinem Haus auf mich.«

Michael ging zu ihm und packte ihn an der Schulter.

»Slim«, raunte er ihm eindringlich zu, »überlege es dir gut, bevor du dich mit Jefferson einlässt. Er ist ein ganz übler Bursche. Du brauchst dir nur die Männer in seiner Begleitung anzusehen, dann weißt du Bescheid. Sie sehen mir ganz nach Springern aus...«

»Was ist daran bedenklich, Mike«, sagte Slim verwundert. »Und überhaupt, seit wann hast du Vorurteile?«

»Ich kenne Jefferson eben und kann mir leicht denken, nach welchen Gesichtspunkten er seine Leute auswählt«, fuhr Michael so leise fort, dass nur Slim ihn hören konnte. »Überlege es dir also gut, bevor du dich in Jeffersons Dienste stellst, Slim.«

»Natürlich«, versicherte der Alfure, aber es war ihm anzumerken, dass er Michaels Ermahnungen nur lästig fand.

»Sind Sie bereit, Slim?« erklang Jeffersons spöttische Stimme. »Oder meinen Sie, Ihr Freund kann Ihnen Besseres bieten als ich?«

»Ich komme schon«, versicherte Slim. Er klopfte Michael geistesabwesend auf die Schulter und sagte: »Wir sehen uns später, Mike — bei mir zu Hause.«

Dann gesellte er sich zu Jefferson und wurde von seinen Leuten in die Mitte genommen. Als Michael ihnen folgen wollte, baute sich plötzlich ein rotbärtiger Springer in der blauen Uniform vor ihm auf.

»Da führt kein Weg entlang«, sagte er.

Michael resignierte. Er war schließlich nicht Slims Kindermädchen. Sollte er sich nur die Finger verbrennen, wenn er es unbedingt so haben wollte. Aber andererseits durfte er Slim auch nicht ins Verderben laufen lassen...

Michael brauchte nicht lange, um sich zu entscheiden. Kurz entschlossen setzte er sich in Bewegung und folgte in sicherem Abstand der Gruppe Blauuniformierter.

\*

In jenen Gebäuden, in dem die Messeleitung ihren Sitz hatte, befanden sich auch die Konferenzräume. Jedermann konnte gegen eine geringe Gebühr einen dieser Konferenzräume für beliebige Zeit mieten. Als Jefferson mit Slim und den anderen auf das Gebäude der Messeleitung zusteuerte, wusste Michael Bescheid.

Er umrundete die Gruppe in weitem Bogen und erreichte das Gebäude noch vor ihnen. Er betrat die Empfangshalle und verschaffte sich einen kurzen Überblick.

Es befanden sich nur wenige Leute in der Halle, die, in Gespräche vertieft, in Gruppen herumstanden, oder auf den bequemen Sitzbänken Platz genommen hatten. Niemand schenkte Michael mehr als nur einen Blick. Es gab niemanden, der sich um Besucher kümmerte, weder einen Portier, noch sonst einen menschlichen Angestellten. Entlang der Wände standen nur Automaten, die Informationen gaben, Beschwerden annahmen, Abmachungen notariell beglaubigten und die Besprechungskabinen vermieteten.

Es kam Michael sehr gelegen, dass es nur Automaten gab. Denn es unterstützte seinen in Sekundenschnelle improvisierten Plan. Bevor er ihn noch in die Tat umsetzen konnte, musste er einige Fragen stellen, die jeden menschlichen Schalterbeamten misstrauisch gemacht hätten. Nicht so aber diese Automaten, denn es handelte sich um einfache Modelle, die eine in Grenzen gehaltene Programmierung besaßen.

Michael ging zu dem Automaten mit der Aufschrift VERMITTLUNG und verlangte zu wissen: »Wie lautet die Nummer von Mr. Burkin Jeffersons Kabine?«

Der Automat gab sofort Antwort.

»Ein Mr. Burkin Jefferson hat keine Kabine gemietet.«

Das war ärgerlich, denn es verminderte Michaels Erfolgchancen. Aber da er auch mit dieser Möglichkeit gerechnet hatte, konnte er seine nächste Frage stellen, ohne unnötig Zeit mit langen Überlegungen zu verlieren.

»Ist noch eine Kabine frei, die fünfzehn Leuten Platz bietet?«

»Jawohl, Nummer 13.«

»Dann möchte ich Nummer 14 mieten.«

»Nummer 14 ist besetzt.«

»Dann miete ich Nummer 12.«

»Nummer 12 ist besetzt.«

Für einen Moment war Michael ratlos. Er rang noch mit sich um einen Entschluss, als er durch die hohe lärmabsorbierende Energiebarriere des Eingangs Jefferson mit seinen Leuten herankommen sah. Da er keinesfalls von ihnen hier gesehen werden wollte, mietete er schnell irgendeine Konferenzkabine. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis der Automat nach Erhalt der Gebühr von 10 Solar Michaels

Individualmuster registriert und das Individualschloß der entsprechenden Kabine damit gespeichert hatte. Endlich, als Jefferson nur noch wenige Schritte von dem Gebäude entfernt war, kam die Bestätigung des Automaten.

»Kabine Nummer 7 kann von jetzt an nur noch von Ihnen betreten werden, Sir.«

Michael begab sich schnell aus der Empfangshalle und erreichte den Trakt mit den Konferenzräumen gerade, als die Blauuniformierten das Gebäude betraten. Plötzlich hatte er es nicht mehr eilig. Er dachte über die Formulierung des Satzes nach, mit dem der Automat die Kabine für ihn freigegeben hatte.

Kabine Nummer 7 kann von nun an nur noch von Ihnen betreten werden ... Sollte dies bedeuten, dass sich vorher jeder x-beliebige Zutritt verschaffen konnte?

Michael ging achtlos an der Tür mit der Nummer 7 vorbei und hielt erst sechs Türen weiter an. Seine Hand griff nach dem Knauf, während er gleichzeitig nach dem im Türrahmen eingebauten Individualtaster schaltete. Er drehte den Knauf — und die Tür sprang lautlos auf. Schnell glitt Michael in den Raum und drückte die Tür hinter sich ins Schloss. Als er sich noch mit dem Rücken dagegen lehnte, um sich zu entspannen, vernahm er das leise Klicken eines Relais.

Er lächelte. Seine Vermutung, dass der Automat diesen Raum Jefferson zuteilen würde, war also richtig gewesen. Aber was hatte er damit erreicht? Er würde das folgende Gespräch belauschen können, bei dem es um Slims weiteres Schicksal ging — vorausgesetzt, dass er ein Versteck fand, wo man ihn nicht entdeckte.

Schon der erste Blick verriet ihm, dass dies nicht weiter schwer sein konnte. Denn was der Automat als »Kabine« deklariert hatte, war ein Raum von 40 Quadratmetern, von dem aus drei Türen in Nebenräume führten. Michael öffnete sie nacheinander und registrierte ein Bad, eine automatische Küche und ein Zimmer mit insgesamt fünf Schlafstätten. Er entschloss sich schließlich, im Schlafzimmer Unterschlupf zu suchen.

Wenige Minuten später drangen durch die geschlossene Tür Geräusche, die ihm anzeigten, dass Jefferson und seine Leute eingetroffen waren.

Erst in diesem Moment wurde Michael klar, worauf er sich eigentlich eingelassen hatte.

Durch seine Lauschertätigkeit würde er Slim kaum helfen können, brachte sich selbst aber in höchste Gefahr.

\*

Stimmengemurmel. Das Geräusch von gerückten Stühlen.

Jemand sagte: »Lesen Sie den Vertrag in Ruhe durch und . . . durch uns nicht stören.«

Der Sprecher konnte niemand anderer sein als Jefferson, aber Michael erkannte seine Stimme nicht eindeutig. Die Tür dämpfte alle Geräusche, manches von dem Gesprochenen wurde überhaupt verschluckt. Eine Weile drangen nur unverständliche Gesprächsfetzen zu ihm, dann erklang plötzlich Slims Stimme laut und klar.

»Wie ist dieser Punkt des Vertrages zu verstehen, Sir?« fragte er und las vor: »Der Unterfertigte stellt sich und seine Fähigkeiten voll und ganz und ausnahmslos in den Dienst des Goldenen Imperiums. Ich habe noch nie von einem Goldenen Imperium gehört.«

»Aber Sie haben von Ternillon gehört, Slim«, antwortete Jefferson. Diesmal war seine Stimme klar verständlich. »Ternillon ist die Regierungswelt des Goldenen Imperiums — und ich verwalte sie. Wir sind eine aufstrebende Macht, Slim, die bald in der Lage sein wird, an der Beilegung großer galaktischer Konflikte mitzuwirken. Wir machen es uns zur Aufgabe, die vom Menschen besiedelte Galaxis zu befrieden. Mehr brauchen Sie im Augenblick nicht über unsere politischen Ziele zu wissen.«

Die übrigen Geräusche verschluckten wieder die Gespräche, so dass Michael kaum ein Wort verstand. Gelegentlich glaubt er, Slims Stimme zu erkennen, aber er war sich nicht sicher. Die Geräusche die zu Michael ins Schlafzimmer drangen, vermittelten ihm den Eindruck, als

herrsche in dem angrenzenden Raum ein ständiges Kommen und Gehen. Jefferson begrüßte ständig irgendwelche Leute und verwendete in Gesprächen mit ihnen ständig das Wort »Vertrag«. In diesem Zusammenhang erinnerte sich Michael, dass Jefferson Slim gegenüber gesagt hatte, er habe es sich zur Aufgabe gemacht, junge und hoffnungsvolle Erfinder und Forscher zu unterstützen. Demnach konnte es sich bei den ständig eintreffenden Leuten nur um Schüler des Ezialismus handeln, die auf der Erfindermesse ausgestellt hatten.

Michael fragte sich, warum Jefferson sie alle für sich verpflichtete. Was versprach er sich davon, sie für sich arbeiten zu lassen? Dass er ganz sicher nicht an ihnen interessiert war, weil er die Galaxis befrieden wollte, das durfte nach Kenntnis von Jeffersons Charakter klar sein. Er würde eher das Gegenteil anstreben, nämlich den Frieden in der Galaxis zu stören. Doch um das zu können, bedurfte es etwas mehr als der Unterstützung durch einige Ezialismus-Studenten. Besaß Jefferson tatsächlich solche Macht, wie er behauptete? Wie und durch wen war er plötzlich so mächtig geworden? Was hatte es mit dem Goldenen Imperium eigentlich auf sich, dessen Herrscher Jefferson zu sein vorgab?

Michael hatte noch nie von einem Goldenen Imperium gehört, deshalb bezweifelte er, dass es überhaupt existierte. Nur wurden Jeffersons Ziele dadurch noch unklarer. Wozu wollte er Slim und die anderen Studenten missbrauchen?

Bei all diesen Überlegungen vergaß Michael einen wichtigen Faktor — nämlich Samantha Lund, die nun Mrs. Jefferson hieß. Plötzlich wurde er aber an sie erinnert. Als sich nämlich rasche Schritte der Schlafzimmertür näherten und Jeffersons Stimme ertönte. Obwohl er nicht laut sprach, konnte Michael jedes Wort verstehen.

»Was ist nur mit dir, Sam?« fragte Jefferson. »Seit du vorhin den jungen Rhodan gesehen hast, bist du wie ausgewechselt.«

»Sein Anblick hat Erinnerungen in mir wachgerufen«, sagte Samantha mit verloren klingender Stimme.

»Lass die Vergangenheit ruhen«, zischte Jefferson. »Trachte lieber danach, andere Erinnerungen wachzurufen.«

»Gib meinen Arm frei, Burk, du tust mir weh.«

»Meinetwegen. Aber wenn wir diese Sache hier erledigt haben, dann befaße ich mich wieder mit dir. Und ich möchte, dass du mir dann einiges zu erzählen hast. Verstanden?«

»Ja, Burk. Lass mich jetzt bitte ein wenig ausruhen.«

Michael hörte, wie Jefferson noch irgend etwas Unverständliches knurrte, dann entfernte sich sein schwerer Schritt. Michael stellte sich hinter die Tür, gerade als sie sich öffnete.

Samantha trat ins Zimmer. Als sie sich umdrehen wollte, um die Tür zu schließen, erblickte sie Michael. Er sah, wie sich ihre Augen vor Überraschung und Schreck weiteten und sich ihr Mund wie automatisch zu einem Schrei öffnete. Er sprang hinzu und konnte ihr gerade noch rechtzeitig die Hand auf den Mund legen.

»Nicht schreien«, flüsterte er. »Werden Sie vernünftig sein und sich ruhig verhalten?«

Sie drehte den Kopf halb und starrte ihn an. Nach einigen Sekunden nickte sie. Er nahm die Hand von ihrem Mund.

Eine Weile blickten sie einander schweigend an, dann sagte Michael: »Ich dachte schon. Sie hätten mich vorhin in der Ausstellungshalle nicht erkannt. Doch jetzt habe ich von Jefferson gehört, dass dies nicht der Fall ist. Warum haben Sie mich behandelt wie einen Fremden, Sam?«

Sie ging mit gesenktem Blick zu der Liege neben der Tür und ließ sich darauf niedersinken.

»Für mich sind alle Menschen Fremde«, sagte sie dann mit leiser Stimme. »Manchmal, zu gewissen Zeiten, bin ich mir selbst fremd.«

Michael setzte sich neben sie.

»Habe ich recht, wenn ich vermute, dass Sie Professor Farkas' Rat nicht befolgt haben?« sagte Michael. »Sie glauben, alles über sich zu wissen, doch in Wirklichkeit gibt es große Lücken in Ihrem Gedächtnis.«

Samantha schüttelte den Kopf. »Das ist nicht mehr, was mir zu schaffen macht. Jetzt geht es nicht mehr um meine Erinnerung, sondern um etwas anderes. Es ist... ich weiß zuviel!«

»Das verstehe ich nicht«, sagte Michael. »Aber was Sie auch bedrückt, Sam, ein Psychodynamiker könnte Ihnen helfen.«

Sie schüttelte nur den Kopf.

»Warum glauben Sie nicht daran?«

Sie schwieg beharrlich.

»Haben Sie etwa Angst vor Jefferson?«

Um ihre Mundwinkel zuckte es, als sie nickte. »Ja, ich fürchte mich vor Jefferson. Er hat mich in der Gewalt. Aber noch mehr fürchte ich mich vor mir selbst. Ich fürchte mich vor dem Tag, an dem das ausbricht, was in mir steckt. Ich habe ganz schreckliche Angst davor, zu erfahren, wer ich bin und woher ich komme ...«

»Sie sind Samantha Lund«, sagte Michael in der Absicht, ihr Sicherheit und Halt zu geben. Sie lächelte schwach. »Eine Samantha Lund dürfte all das nicht wissen, was ich weiß.«

Michael packte sie so heftig am Arm, dass sich ihr Gesicht schmerzhaft verzog. »Das redet Ihnen Jefferson nur ein, um Sie gefügig zu machen. Sie sind Samantha Lund, daran müssen Sie fest glauben, egal, was Jefferson Ihnen auch einzureden versucht.«

»Das ist es ja, er versucht mir einzureden, ich sei diese Samantha. Aber ich weiß es besser. Ich ahnte es schon damals, als ich nach dem Kauf der Telnic Electronics ...«

Sie unterbrach sich abrupt.

»Was ist, Sam?« erkundigte sich Michael. »Wollen Sie es mir nicht erzählen. Vielleicht fühlen Sie sich danach leichter.«

»Nicht hier.« Sie schüttelte entschieden den Kopf.

»Wo und wann also?«

Sie stand abrupt auf. »Überhaupt nicht. Burk würde Sie töten, wenn er dahinterkäme, dass ich Sie getroffen habe. Außerdem lässt er mich... seine Leute sind ständig um mich.«

Michael stand ebenfalls auf. »Wenn Jefferson Sie gewaltsam festhält, dann sagen Sie es.«

Sie blickte ihn fest an und erklärte: »Ich bin freiwillig bei Burkin. Schließlich ist er mein Ehemann.«

»Geben Sie mir doch die Möglichkeit, Ihnen zu helfen«, verlangte er eindringlich.

Aber sie schüttelte nur bedauernd den Kopf und sagte mit wehmütigem Lächeln: »Sie können selbst Hilfe brauchen, Mike. Wissen Sie, dass Sie sich in höchster Lebensgefahr befinden?«

Mit diesen Worten öffnete sie die Tür und war aus dem Schlafzimmer, noch bevor Michael sie zurückhalten konnte.

Michael lauschte wieder angespannt auf die Geräusche aus dem anderen Raum. Kaum dass Samantha verschwunden war, hörte er Jefferson sagen: »Du bist schon wieder hier, Sam?«

»Ja, ich konnte nicht schlafen«, entgegnete sie.

»Was ist passiert? Du bist vollkommen verstört.«

»Es ist nichts.«

»Das kannst du mir nicht weismachen. Ich kenne dich. Was ist also vorgefallen?«

»Nichts.«

Die Stimmen verloren sich. Michael hoffte, dass Jefferson nicht tiefer in Samantha dringen würde. Bestimmt würde sie bald unter seinen bohrenden Fragen zusammenbrechen. Hatte sie das gemeint, als sie sagte, dass er sich in höchster Lebensgefahr befinde? Befürchtete sie, dass sie ihn gegen ihren Willen verriet? Oder vielleicht hatte sie gemeint, dass sie ihn aus freien Stücken preisgeben würden. Aber nein, dessen war Samantha bestimmt nicht fähig!

Michael lauschte wieder. Er zuckte zusammen, als er Jefferson sagen hörte: »So, meine Herren, jetzt ist Schluss. Wir machen später weiter. Check und Pat bleiben hier. Wir anderen ziehen uns zurück.«

Michael spürte, wie ihm der Schweiß ausbrach. Er ahnte, was es zu bedeuten hatte, dass Jefferson und die anderen sich zurückzogen und nur zwei seiner Leute zurückblieben.

Die Geräusche von nebenan verstummten nach und nach, und plötzlich war es still. Check und Pat, die beiden Männer, die Jefferson zurückgelassen hatte, gaben keinen Laut von sich. Michael presste das Ohr fest gegen die Türfüllung, aber er konnte nichts hören.

»Komm 'raus!«

Michael erschrak und wich einen Schritt zurück.

»Na, kommst du, oder sollen wir dich holen?«

Michael blickte gehetzt um sich. Aber es gab keine Fluchtmöglichkeit. Der Raum besaß keine Fenster und keinen zweiten Ausgang. Er saß in der Falle. Er wusste, dass Check und Pat kurzen Prozess mit ihm machen würden. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich zu ergeben und dadurch etwas Zeit zu gewinnen versuchen.

»Ich komme«, rief er und öffnete dann langsam die Tür.

Er blickte in die Gesichter zweier Springer in den blauen Uniformen mit dem goldenen Stern. In ihren Händen lagen Schockstrahler. Sie wechselten einen kurzen Blick, dann hob der eine von ihnen die Waffe.

Gerade als er abdrücken wollte, erklang vom Korridor her ein Geräusch, und die Eingangstür sprang auf. Ein Mann mit einer Nadelpistole stand darin.

»Keine falsche Bewegung, Gentlemen!« befahl er mit dröhnender Stimme.

Die beiden Springer handelten augenblicklich. Während der eine herumwirbelte und auf den Unbekannten in der Tür schoss, feuerte der andere seinen Schockstrahler auf Michael ab.

Michael ließ sich zu Boden fallen. Aber seine Reaktion kam zu spät. Der Strahl der Schockwaffe traf ihn von der Seite. Noch während er das Bewusstsein verlor, sah er, dass die beiden Springer ihre Körper wie unter Schmerzen krümmten.

7

Michael erwachte in vertrauter Umgebung. Kaum dass er die Augen aufgeschlagen hatte, erkannte er, dass er sich in einer Schlafkoje in Slim Burus Haus befand. Aber es war nicht die Schlafkoje, in der er die letzte Nacht verbracht hatte, sondern die von Slim.

Also hatte ihn jemand hergebracht, der wohl das Haus kannte, aber mit der Hausordnung nicht vertraut war. Michael dachte an den Mann, der in den Konferenzraum gestürmt war und die beiden Springer erledigt hatte. Wer war dieser Unbekannte? Hatte er ihn, Michael, hergebracht?

Michael schwang die Beine aus dem Bett. Ihn schwindelte dabei, deshalb verharrte er einige Zeit bewegungslos. Der eine Springer hatte ihn mit der Schockwaffe außer Gefecht gesetzt. Der Schwindelanfall war eine Nachwirkung.

Als sich Michael stark genug fühlte, stand er auf und verließ die Schlafzelle. Slims Wohn-Laboratorium lag im Dämmerlicht des vordringenden Abends. Nur einige der Terrarien waren beleuchtet. Aber das Haus schien verlassen. Michael durchquerte das Laboratorium und ging in den Garten hinaus.

»Slim!«

Aber sein Freund befand sich auch nicht auf der Terrasse. Michael versuchte, die Schatten zwischen den Bäumen mit den Augen zu durchdringen. Nirgends war eine Spur von Leben zu entdecken. Der Garten lag so still und verlassen da wie das Haus.

Warum war Slim noch nicht hier? Er hatte doch versprochen, sich heute mit ihm hier zu treffen.

Michael ging wieder zurück ins Haus, betrat die Küchenzelle, stellte sich eine kalte Platte zusammen und aß lustlos und ohne Appetit. Er nahm nur etwas zu sich, weil er sich schwach fühlte. Außerdem wollte er irgendwie die Zeit totschiessen. Er hatte sich vorgenommen, noch eine halbe Stunde auf Slim zu warten. Kam er dann noch immer nicht, würde er sich auf die Suche nach ihm machen. Er wusste natürlich, wo er ihn voraussichtlich finden würde — an

Bord von Jeffersons Raumschiff LORELEI.

Ob Jefferson Slim gewaltsam zurückhielt?

Die selbstgesetzte Frist von einer halben Stunde verging nur langsam. Als sie verstrichen war, schob Michael den noch halbbeladenen Teller in den Geschirreiniger und verließ die Kochzelle.

Er wandte sich zum vorderen Eingang.

Gerade als er auf der Straße hinaustreten wollte, landete vor dem Haus ein Fluggleiter. Das wäre an und für sich nichts Außergewöhnliches gewesen. Aber der Gleiter trug auf der Seitenwand das Emblem des Goldenen Imperiums, den siebenzackigen Stern.

Michael drückte sich sofort in den Schatten des Eingangs und schritt rückwärts in das Laboratorium zurück. Als er sich gerade in der Mitte des Raumes befand, hörte er, dass an der Eingangstür hantiert wurde. Inzwischen war die Nacht hereingebrochen. Nur die Leuchtstoffröhren über den Terrarien hüllten den Raum in ihr bläuliches Licht.

Beim Anblick der Spinnen, Echsen und Schlangen, die hinter den Glaswänden lauernd in die ihnen fremde Welt starrten, kam ihm eine Idee. Wenn er einigen dieser furchterregenden Exoten die Freiheit gab, würde das für die eindringenden Ternillonen eine recht ungemütliche Überraschung sein.

Michael versenkte durch entsprechende Tastendrucke die Deckgläser von einem halben Dutzend Terrarien, in denen sich gefährlich anzusehende Tiere befanden. Dann hastete er durch das Laboratorium in den Garten hinaus. Auf der Terrasse angekommen, suchte er hinter einer Stützmauer Deckung.

In diesem Moment betraten zwei Männer das Laboratorium. Sie trugen die bereits bekannten blauen Uniformen mit dem goldenen Stern auf der Brust. Ihre wallenden roten Barte ließen erkennen, dass es sich um Angehörige des Springer-Volkes handelte.

»Was, um alles in der Welt, haben wir hier zu suchen«, murmelte der eine von ihnen, dessen Stimme Michael sofort bekannt vorkam.

»Wir sollen die Klamotten des Grünschnabels holen, auf dessen Erfindung unser Generalgouverneur so versessen ist«, sagte der andere. »Du weißt, das Verschwinden des Jungen soll nicht auffallen. Er hat eine Reise angetreten ...«

»... und wird nie mehr zurückkommen«, beendete der erste Springer den Satz.

Beide lachten.

»Findest du nicht auch, dass es hier aussieht wie in einem Gruselkabinett, Check?« fragte der zweite Springer.

Jetzt wusste Michael, von wo er die Stimmen kannte. Das waren die beiden, die ihn in der Konferenzkabine auf Jeffersons Geheiß hin beseitigen sollten.

»Machen wir schnell, Pat«, drängte Check. »Ich habe ein unbehagliches Gefühl. Wenn ich mir vorstelle, dass eines dieser Ungeheuer ausbrechen könnte... Pat! Was ist das?«

Pat, der der Kaltblütigere von den beiden zu sein schien, zog seinen Strahler und tötete die schwarze Riesenspinne zu seinen Füßen mit einem einzigen Schuss.

»Verschwinden wir schleunigst«, rief Check mit zitternder Stimme. »Du weißt, Pat, dass ich nichts fürchte« Aber vor Spinnen und Schlangen ekele ich mich.«

»Wir haben einen Auftrag auszuführen«, erklärte Pat. »Wenn wir ohne Burus Koffer zum Schiff kommen, dann lässt uns Jefferson vierteilen. Pack du schon die Klamotten zusammen, ich werde inzwischen nach weiterem Ungeziefer Ausschau halten.«

Michael hatte genug gehört. Er zog sich in den Garten zurück und schlich entlang der Seitenmauer zur Vorderseite des Hauses. Er hörte auch von hier die Stimmen der beiden Springer und wusste, dass sie noch eine Weile zu tun haben würden. Inzwischen konnte er sich ihren Gleiter aneignen und damit das Weite suchen. Vielleicht gelang es ihm, damit in Jeffersons Raumschiff einzudringen und Slim zu befreien. Aber das Gelingen des Planes hing davon ab, dass der Gleiter unbeaufsichtigt war. Wenn Check und Pat einen dritten Mann mitgenommen und als Wachtposten zurückgelassen hatten, dann würde Michaels Vorhaben

nicht so einfach sein.

Er kam zu der Zierhecke an der Straßenseite und blickte vorsichtig hindurch. Der Gleiter war leer. Er seufzte erleichtert.

Gerade als er sich erhob und über die Hecke springen wollte, trat jemand aus dem Schatten des Hauses und sagte:

»Sie leben also!«

Aus dem Laboratorium drang ein markerschütternder Schrei und einer der beiden Springer rief erschüttert: »Check, um Gottes Willen, was ist passiert!«

\*

Michael überwand seine Überraschung schnell, als er Samantha vor sich sah.

»Wir müssen von hier schleunigst verschwinden«, sagte er, nahm sie am Arm und drängte sie zum Gleiter. Er schob sie durch den Einstieg, kletterte nach und nahm auf dem Pilotensitz Platz. Gleich darauf schoss der Gleiter in einem steilen Bogen in die Höhe. Da sie jetzt in Sicherheit waren, bestand kein Grund mehr zur Eile.

Michael schaltete den Autopiloten ein und veranlasste ihn, hundert Meter über der Stadt zu kreisen. Dann wandte er sich Samantha zu.

»Was hat Jefferson dazu veranlasst, Sie mit Check und Pat zu schicken?« fragte er.

»Burk weiß nichts davon«, antwortete sie. »Ich kam auf eigene Faust mit.«

»Und warum?«

»Ich konnte nicht glauben, dass Sie tot sind. Ich wollte mich ganz einfach davon überzeugen, dass Sie leben.«

»Wer hat etwas anderes behauptet?«

»Check und Pat. Sie sagten, dass sie Sie erledigt hätten.«

Michael runzelte die Stirn. Warum hatten die beiden Springer dies behauptet, obwohl sie nur mit Schockwaffen bewaffnet waren? Sie mussten wissen, dass sie ihn betäubt hatten, woraufhin sie von dem Unbekannten selbst außer Gefecht gesetzt worden waren.

Der Unbekannte — er musste die beiden Springer durch Drogen oder Hypnose dahingehend beeinflusst haben, dass sie selbst glaubten, ihn, Michael getötet zu haben.

»Und wie hat Jefferson auf diese Nachricht reagiert?« erkundigte sich Michael.

»Gelassener als ich«, antwortete Samantha. Sie warf Michael einen schnellen Blick zu und meinte spitz: »Aber bilden Sie sich deshalb nichts ein.«

»Warum war es Ihnen nicht gleichgültig, ob ich tot bin oder lebe?« wollte Michael wissen.

»Sie sind immerhin der Sohn des Großadministrators!«

»Ja, das bin ich wohl«, sagte Michael. Er wechselte schnell das Thema. »Nun ist es doch noch zu der Verabredung gekommen, um die ich Sie bat. Ich bin Ihnen dankbar dafür, Sana. Denn nun besteht immer noch die Chance, dass Sie sich von mir helfen lassen.«

»Sie können mir nicht helfen. Niemand kann das.«

»Es käme auf einen Versuch an.«

»Nein. Bringen Sie mich zu meinem Schiff zurück.«

»Die LORELEI gehört Ihnen?« wunderte sich Michael. »Ich dachte, es sei Jeffersons Schiff.«

»Das kommt auf dasselbe hinaus. Wir sind verheiratet.« Sie wandte sich von ihm ab.

»Bringen Sie mich jetzt zum Raumhafen?«

»Vielleicht sollten Sie sich vorher anhören, was ich Ihnen vorzuschlagen habe.«

Sie schwieg. Michael fasste das als Zustimmung auf und erklärte:

»Ich weiß nicht sehr viel über Ihr jetziges Leben, Sam. Aber ich weiß, was früher war. Sie waren ein verschrecktes, weltfremdes Mädchen, das sich durch den Verlust des Gedächtnisses in dieser Welt nicht zurechtfinden konnte. Professor Farkas sagte mir, dass es sich bei Ihnen um eine herkömmliche Amnesie handelt. Was er sagte, dürfte auch heute noch Gültigkeit besitzen. Deshalb möchte ich Ihnen vorschlagen, sich in die Obhut eines Psychodynamikers

zu begeben.«

»Wollen Sie bei Burk vorsprechen, um sich eine Genehmigung zu holen«, warf sie spöttisch ein.

»Jefferson wird überhaupt nicht wissen, wo Sie zu finden sind«, sagte Michael schnell. »Es gibt in der Vorstadt Maragods eine Klinik, die von den Ezialisten vorbildlich geführt wird. Ich habe dorthin gute Beziehungen und kann Sie unterbringen, ohne dass irgendein Außenstehender davon erfährt. In der Ezialistischen Klinik werden Sie sich in absoluter Sicherheit befinden. Jefferson findet Sie dort nie!«

Sie schwieg eine Weile. Schließlich fragte sie mit leiser Stimme: »Und wie, glauben Sie, könnte mir dort geholfen werden?«

»Das weiß ich nicht«, sagte er. »Aber eines ist gewiss, nirgends in diesem Universum können Sie bessere Hilfeleistung erwarten als in der Ezialistischen Klinik.«

Während Michael noch sprach, schaltete er den Autopiloten aus und übernahm die Steuerung wieder selbst. Er wusste, dass er gewonnen hatte, Samantha würde sich ihm anvertrauen. Sie war jetzt wieder das verloren wirkende Mädchen, und er empfand für sie ebensolches Mitleid wie bei ihrer ersten Begegnung.

Sie hatte sich nicht geändert. Wenn es nach außen hin auch scheinen mochte, dass ihre Erfolge sie verwandelt, aus ihr eine reife Frau gemacht hatten, so war das alles nur Schein. In ihrem Innern herrschte immer noch die selbstzerstörerische Melancholie vor.

Plötzlich setzte sie sich steil auf und blickte misstrauisch aus dem Seitenfenster des Gleiters.

»Wo bringen Sie mich hin?«

»In die Klinik — wie abgemacht.«

Ihre Lippen begannen zu zittern. »Ich ... ich habe Angst.«

»Jefferson kann Ihnen nichts anhaben; dafür wird gesorgt werden«, versicherte Michael.

Samantha äußerte sich dazu nicht. Sie schwieg auch während des weiteren Fluges. Es schien, als nähme sie an den Dingen, die rund um sie passierten, überhaupt keinen Anteil. Sie war ein unbeteiligter Zuschauer. Auch als Michael im Park der Klinik landete, sagte sie kein Wort und ließ es schweigend mit sich geschehen, dass sie zu einem der langgestreckten Gebäude geführt wurde.

Michael merkte ihre Abwesenheit, ging aber nicht darauf ein. Ihm ging es im Augenblick nur darum, sie schnell hier unterzubringen, um sich anschließend um Slims Befreiung kümmern zu können. Er war überzeugt, dass die notwendigen Formalitäten nicht viel Zeit in Anspruch nahmen. Denn er kannte den Leiter der Psychologischen Abteilung der Klinik persönlich — während seines einjährigen Gaststudiums auf Umtar hatte er viel mit Professor Irondike Kastlan zu tun gehabt.

Michael hatte Glück. Professor Kastlan war trotz der späten Stunde noch in der Klinik anwesend, und Michael wurde sofort zu ihm vorgelassen.

Michael legte dem grauhaarigen Ezialisten, der das Haar wie die Arkoniden schulterlang trug, die Situation in wenigen Worten dar. Dabei konnte er sich langatmige Erklärungen ersparen, denn Professor Kastlan kannte Loreleis Geschichte.

»Wieso wissen Sie über mich Bescheid?« fragte Samantha misstrauisch. Es war das erstemal, dass sie aus ihrer Lethargie erwachte.

Professor Kastlan sagte mit einem väterlichen Lächeln: »Ein Kollege hat Ihren Fall bei einer Tagung vorgetragen. Ich muss gestehen, dass ich mich damals nicht besonders dafür interessierte. Aber jetzt sieht die Sache anders aus.« Er wandte sich an Michael. »Sie können versichert sein, dass Mrs. Jeffersons Einweisung in meine Klinik mit der größtmöglichen Diskretion behandelt wird.«

»Hieß jener Kollege, der Ihnen von mir erzählte, vielleicht zufällig Edwin Farkas?« erkundigte sich Samantha plötzlich.

Da Michael wusste, dass sie den Psychodynamiker immer noch hasste, obwohl sie überhaupt keine Veranlassung dazu hatte, gab er Professor Kastlan ein Zeichen mit den Augen. Aber

dieser reagierte von sich aus richtig.

»Ich kenne keinen Professor Farkas«, sagte er.

Samantha gab sich mit dieser Erklärung zufrieden und zog sich wieder in sich zurück. Sie schien mit ihren Gedanken weit fort zu sein, als Michael sich verabschiedete. Sie nahm es nicht wahr, dass er sie alleine zurückließ. Sie merkte nicht einmal, dass zwei Krankenpflegerinnen kamen und sie auf ein Zimmer brachten. Sie schien bei vollem Bewusstsein vor sich hinzuträumen. Aber dieser Schein trog. Denn sie hatte keinen Wachtraum, sondern lauschte einer Stimme in ihrem Innern, die sie für die Stimme der Erinnerung hielt.

Jetzt bist du reich und mächtig, aber du weißt noch nichts über deine Aufgabe. Jawohl, du bist für eine große Aufgabe bestimmt, Virna...

Virna?

»Ich heiße Samantha!« rief sie gequält aus.

»Ja, natürlich«, sagte die eine Krankenpflegerin.

»Ich bin Samantha!«

»Wir wissen es«, sagte die andere Krankenpflegerin und verstärkte den Griff.

»Ich bin Samantha! Samantha!« schrie die Patientin und begann plötzlich heftig um sich zu schlagen. Die beiden Krankenpflegerinnen ließen sich von dem Anfall der Patienten nicht überraschen und geleiteten sie sicher auf ihr Zimmer.

Du bist für eine große Aufgabe bestimmt, mein Kind. Dein Vater hat dich dazu auserwählt, die Zukunft der Menschheit zu gestalten ..., hallte es in Samanthas Geist. Sie bäumte sich dagegen auf und sie wehrte sich gegen den eisernen Griff, mit dem sie auf das Bett gedrückt wurde. Aber sie war machtlos gegen die fremden Strömungen in ihrem Geist und gegen die Bevormundung durch die kräftigen Pflegerinnen.

Sie wurde trotz heftiger Gegenwehr auf eine Liege gebettet und von unsichtbaren Fesselfeldern zur Bewegungsunfähigkeit verdammt.

Michael ahnte nichts von diesem Zwischenfall. Er wollte zu diesem Zeitpunkt gerade den Gleiter besteigen, um damit zu Jeffersons Raumschiff zu fliegen. Aber als er den Einstieg erreichte, sah er, dass bereits jemand im Pilotensitz saß.

Es war jener Unbekannte, der ihn in dem von Jefferson gemieteten Konferenzraum vor den beiden Springern gerettet hatte.

»Tut mir leid, Sir«, sagte der Mann, »aber Sie werden sich damit abfinden müssen, dass ich den Gleiter steuere.«

Michael ersparte sich jeglichen Einwand, denn der Paralytiker, der auf ihn gerichtet war, ließ keine Alternative zu.

## 8

»Tja, Mike, da staunst du, nicht wahr?« Atlan, regierender Lordadmiral der United Stars Organisation, kurz USO genannt, weidete sich sichtlich an Michaels Überraschung. Michael schluckte. »Jetzt verstehe ich überhaupt nichts — das heißt, ich beginne einiges zu verstehen. Aber . . .«

»Setz dich erst einmal, Mike«, sagte Atlan und wies auf den Sessel vor seinem Schreibtisch. Nachdem Michael Platz genommen hatte, fuhr er fort: »Wie du sicher schon vermutet hast, befindest du dich im Hauptquartier der USO von Umtar. Die Handelsagentur, die sich in der obersten Etage dieses Hochhauses etabliert hat, dient nur zur Tarnung. Die Angestellten sind ahnungslos, nur die vier Männer an der Spitze der Firma sind USO-Spezialisten. Einer von ihnen ist Leutnant Ashnar Bernier, den du bereits kennengelernt hast.«

Der Mann, der Michael mit Jeffersons Gleiter hierher gebracht hatte, verneigte sich leicht.

»Warum hat er mich an meinem Vorhaben gehindert?« wollte Michael grollend wissen. Selbst die Tatsache, dass Atlan persönlich hinter dieser Aktion stand, stimmte ihn nicht versöhnlicher.

»Er hat dich vor einer großen Dummheit bewahrt, Mike«, sagte Atlan. Als er sah, dass Michael aufbegehren wollte, hob er beschwichtigend die Hand. »Ich weiß, was du beabsichtigtest. Du wolltest deinen Freund Slim heraushauen. Eine löbliche Absicht, aber du wärest damit nicht durchgekommen. Mit Jeffersons Organisation ist nicht zu spaßen.«

»Ich unterschätze ihn nicht«, erklärte Michael. »Ich kenne ihn von früher und weiß, dass er ein Mörder ist.«

»Er ist mehr als das, Mike«, sagte Atlan. »Er ist ein Mörder, der sich hinter dem Mantel der Politik verbirgt, und das macht ihn viel gefährlicher als einen gewöhnlichen Killer. Wusstest du, dass er der Generalgouverneur des Goldenen Imperiums ist?«

Michael nickte. »Ja, aber ich hielt diesen Titel für nicht viel mehr als Angeberei.«

»Dann lasse dich eines Besseren belehren. Wenn die Allgemeinheit auch kaum noch etwas von einem Goldenen Imperium gehört hat, für die USO ist es schon seit einiger Zeit ein Begriff. Um es vorwegzunehmen, Mike, das Goldene Imperium könnte zu einer ernsthaften Gefahr für das Solare Imperium werden. Und soviel meine Spezialisten bisher herausgefunden haben, scheint Jefferson darauf hinzuarbeiten, sich mit der terranischen Menschheit anzulegen. Das müsste dir dafür genügen, Jefferson richtig einzuschätzen. Er ist nicht mehr der kleine Halsabschneider von früher. Durch seine Frau Samantha ist er groß und mächtig geworden.«

»Samantha?« wiederholte Michael ungläubig.

»Jawohl, deine kleine hilflose Samantha hat Jefferson zur Macht verhelfen.« Atlan hob wieder beschwichtigend die Hand, als Michael aufbrausen wollte. »Die USO weiß alles über Samantha und dich und alle anderen, die Kontakt zu ihr hatten. Wir haben ihren Werdegang bis zu jenem Zeitpunkt zurückverfolgt, da die HOLLIDAY 25 sie im All auffischte. Und wir sind auf einige sehr interessante Dinge gestoßen. Man nennt die USO gerne die »Galaktische Feuerwehr« aber wir sind nur deshalb so erfolgreich, weil wir Brandherde bereits lokalisieren, bevor sie ausbrechen. Solch ein Brandherd ist das Goldene Imperium.«

»Möglich«, gab Michael zu. »Aber was hat das mit Samantha zu schaffen? Sie könnte keiner Fliege etwas zuleide tun, geschweige denn einen galaktischen Brand legen.«

»Ich habe nicht gesagt, dass Samantha die Galaxis in ein Chaos stürzen möchte, sondern, dass sie die Möglichkeit besitzt«, berichtete Atlan. »Wir sind nun ziemlich sicher, dass sie außergewöhnlich begabt ist, vielleicht sogar parapsychisch.«

Michael starrte den Freund des Vaters an. »Samantha soll ein Mutant sein?«

Atlan zuckte die Achseln. »Es scheint zumindest so, denn manches weist darauf hin, dass sie hellseherische Fähigkeiten besitzt. Allein die Tatsache, dass sie mit 20.000 Solar an der terranischen Börse spekulierte und damit solche Gewinne einstrich, dass sie nach kaum zwei Monaten Millionärin war, spricht für sich. Aber damit nicht genug. Sie kaufte die Telnic Electronics, die praktisch vor dem Ruin stand, und hatte damit Glück. Denn im Firmentresor fanden sich die Pläne für eine Erfindung, die der Solaren Flotte Milliarden wert ist. Das hat mit Zufall nichts mehr zu tun, Michael. Ich glaube vielmehr, dass Samantha durch eine besondere Gabe von der Existenz der vergessenen Erfindung erfuhr. Und auch, dass sie auf der Börse ständig nur Aktien kaufte, die bald darauf sprunghaft in die Höhe schnellten, hat mit Glück nichts zu tun.«

»Warum ging sie dann diesem Jefferson auf den Leim?« hielt Michael entgegen.

»Das lässt sich nur damit erklären, dass sie trotz ihrer übernatürlichen Fähigkeiten eine Frau ist, die sich in bestimmten Dingen von ihren Gefühlen leiten lässt. Sie ist Jefferson hörig.«

Atlan lehnte sich seufzend zurück. »Das zeigt sich am besten daran, dass sie alles im Stich ließ und mit Jefferson auf irgendeine unbekannte Welt zog und sich dort niederließ.«

»Deshalb muss sie ihm noch lange nicht hörig sein«, meinte Michael. »Sie fürchtet ihn. Sie

hat Angst vor ihm, deshalb tut sie, was er verlangt.«

Atlas schüttelte entschieden den Kopf. »Es gab eine Zeit, da hatte sie die Chance, von Jefferson loszukommen. Das war kurz nach ihrer Heirat. Wir wussten natürlich über Jefferson Bescheid, deshalb verlangten wir, dass er keinen Einblick in die Pläne für den X-Taster haben dürfe. Samantha erklärte sich damit einverstanden. Als dann sogar von ihr verlangt wurde, dass nicht einmal sie auf die Produktion der Telnic Electronics Einfluss ausüben durfte, ging sie auf diese Bedingung ein. Sie verkaufte die Firma einfach an das Solare Imperium. Warum hat sie das getan, wenn nicht aus Hörigkeit zu Jefferson?«

Michael schwieg eine Weile, dann pah er Atlas fest an und fragte: »Warum erzählst du mir das alles? Diese Dinge sind doch inzwischen gegenstandslos geworden, denn Samantha hat sich mir anvertraut und in die Obhut der Ezialistischen Klinik begeben.«

»Ich habe dir das alles erzählt, um Verständnis für meine Maßnahmen in dir zu wecken«, sagte Atlas.

»Welche Maßnahmen?«

»Ich möchte, dass niemand außer meinen Spezialisten Kontakt zu Samantha hat«, erklärte Atlas. »Ich habe nichts dagegen, wenn du sie besuchst. Das ist dein gutes Recht, denn du bist Samanthas Vertrauter. Ohne dich hätten wir sie wohl nie dorthin bekommen, wo sie jetzt ist. Du hast sie von Jefferson getrennt und uns damit einen großen Dienst erwiesen.«

»Samantha ist also eine Gefangene der USO?«

»Nein. Wir wollen sie nur unter Beobachtung halten, um ihr Geheimnis zu ergründen. Sie soll nichts davon merken, dass die USO ihre Hand im Spiel hat. Deshalb wirst du sie weiterhin besuchen. Aber versuche bitte nicht, auf eigene Faust ihr Seelenleben ergründen zu wollen.«

Michael schwieg. Er war erschüttert. Für ihn war Samantha immer noch das verlorene, hilflose Mädchen. Und nun erfuhr er, dass sie von der USO als Menschheitsfeind angesehen wurde, als Intrigantin, die eine galaxisweite Verschwörung vorbereitete. Das konnte nicht wahr sein — es war unvorstellbar für ihn. Es änderte nichts daran, dass Atlas, der für ihn zeit seines Lebens mehr gewesen war als der Freund seines Vaters, ihn über Samanthas angebliche Rolle aufklärte. Es war und blieb niederträchtig, ihr irgendwelche menscheitsfeindlichen Absichten unterschieben zu wollen.

»Ihr verdächtigt sie wohl schon lange Zeit«, vermutete Michael. Er stellte sich vor, wie sie von den USO-Spezialisten gehetzt, beschattet und bespitzelt wurde und sagte:

»Anstatt Samantha zu helfen, werdet ihr um jeden Preis versuchen, alles aus ihr herauszubekommen, was ihr ihr zur Last legt. Sie wird euch unter den Händen zerbrechen.«

»Wir wollen nur über Samantha an Jefferson herankommen«, sagte Atlas, der nahe daran war, die Beherrschung zu verlieren. »Wir sind unserem Ziel nun näher, da du sie uns in die Hand gespielt hast.«

»Ich bereue es.«

Atlas brauste auf. »Ich sollte dich einfach übers Knie legen, Mike, anstatt dir zu erklären versuchen, worum es hier geht.«

»Das waren noch Zeiten, als der kleine Mike Angst vor Prügel hatte«, höhnte Michael.

Atlas seufzte.

»Ich gebe es auf«, sagte er. »Leutnant Bernier wird dich hinausbegleiten, Mike. Wenn sich dein Verstand geklärt hat, bin ich gerne bereit, es nochmals mit dir zu versuchen. Aber jetzt bin ich mit meiner Geduld am Ende.«

\*

Der USO-Leutnant geleitete Michael zum Dach hinauf, wo einige Fluggleiter bereitstanden. Dabei sagte er:

»Sie dürfen es dem Unsterblichen nicht verübeln, dass er Sie so kratzbürstig behandelt, Mr. Rhodan. Aber — Sie haben ganz schön an seinen Nerven gezerrt.«

»Warum?« meinte Michael ärgerlich. »Weil ich eine mir nahestehende Person davor bewahren wollte, wie ein Verbrecher behandelt zu werden?«

Der USO-Leutnant lächelte schwach. »Mit mir können Sie sich nicht anlegen, ich gehe auf Ihren Ton nicht ein. Haben Sie inzwischen noch nicht erkannt, dass wir Samantha gar nicht verhören wollen, sondern heilen? Indem wir ihr das Gedächtnis zurückgeben, bekommen wir vielleicht heraus, warum sie für Jefferson so wichtig ist. Wir wollen über Samantha an ihn herankommen.«

»Jefferson!« stieß Michael hervor. »Ich muss unbedingt auf sein Schiff — koste es, was es wolle.« Als Leutnant Bernier daraufhin überhaupt keine Reaktion zeigte, fügte Michael hinzu: »Ein Freund von mir befindet sich in Jeffersons Gewalt.«

Leutnant Bernier blieb vor einem Fluggleiter stehen und öffnete den Einstieg. Er ließ Michael vorangehen und setzte sich dann auf den Pilotensitz.

»Sie sprechen wohl von Slim Buru«, sagte der USO-Spezialist, während er startete.

»Ja«, antwortete Michael. »Ich muss ihn befreien. Sagen Sie, Leutnant. . .«

»Nein«, lehnte Bernier ab, noch bevor Michael den Satz vollendet hatte. »Schlagen Sie sich das aus dem Kopf. Ich werde nicht zulassen, dass Sie sich in Gefahr begeben.«

Der Gleiter hob vom Dach des Hochhauses ab, beschrieb einen Bogen und flog in Richtung der Randbezirke Maragods davon.

»Wollen Sie mich denn daran hindern, meinem Freund zu helfen?« erkundigte sich Michael.

»Natürlich. Das heißt, ich werde es zu verhindern wissen, dass Sie irgend etwas auf eigene Faust unternehmen. Sie würden dadurch nur noch mehr Schaden anrichten.«

»Aber ich kann nicht einfach zusehen, wie . . .«

Bernier unterbrach ihn. »Slim Buru befindet sich nicht in Gefahr. Jefferson hat ihn und andere Schüler des Ezialismus angeworben, um sie für ihn arbeiten zu lassen. Er wird ihnen kein Härchen, krümmen. Er hat vor, sie nach Ternillon zu bringen und sie seinem wissenschaftlichen Stab einzuverleiben. Aber dazu wird es nicht so schnell kommen, weil Jefferson nicht ohne Samantha abfliegt.«

Michael nickte zustimmend. Bernier mochte recht haben. Wahrscheinlich lag Jefferson an Samantha mehr als an Slim und den anderen Studenten.

»Was würden Sie also vorschlagen?« fragte Michael.

»Besuchen Sie weiterhin Samantha in der Ezialistischen Klinik«, sagte der USO-Spezialist, »damit sie nicht den Eindruck bekommt, von aller Welt verlassen zu sein. Aber versuchen Sie bitte nicht, ihr Geheimnis ergründen zu wollen. Dafür haben wir eigene Leute. Tun Sie nichts anderes, als Samantha gelegentlich zu besuchen. Um Ihren Freund kümmern wir uns schon.«

Michael nickte gedankenverloren. Sicher war es besser so, dass er Slims Schicksal den USO-Agenten überließ. Atlans Organisation konnte mehr ausrichten als ein Einzelgänger. Er versuchte, nicht mehr an Slim zu denken, deshalb wechselte er das Thema.

»Wie war es Ihnen möglich, so schnell zur Stelle zu sein, als mich Jeffersons Killer in der Konferenzkabine erledigen wollten?« fragte er.

»Ganz einfach«, erklärte Bernier. »Wir beobachteten schon seit geraumer Zeit jeden von Jeffersons Schritten. Und da wir aus sicherer Quelle erfuhren, dass er sich auf der Erfindermesse nach heranwachsenden Genies umschaute, rechneten wir uns aus, dass er sich einen Konferenzraum mieten würde. Wir programmierten den Vermietungsautomaten so, dass er Jefferson Kabine dreizehn zuteilte und ließen uns in den beiden angrenzenden Räumen nieder. Ich brauche wohl nicht extra zu erwähnen, dass wir vorher Abhörenanlagen installierten, so dass wir alle Gespräche mitanhören konnten. Es war ein ordentlicher Schock für mich, als ich Zeuge Ihres Gespräches mit Samantha wurde. Aber wenigstens konnte ich noch rechtzeitig einschreiten, als es brenzlich wurde.«

»Danke«, sagte Michael. Dann stellte er die Frage, die ihm schon lange auf der Zunge brannte. »Glauben Sie, dass Samantha mich absichtlich bei Jefferson verriet?«

Bernier schüttelte den Kopf. »Wäre sie dann zu Slim Burus Bungalow gekommen, um

nachzusehen, ob Sie tot sind?«

»Das ist auch ein Punkt, den ich mir nicht erklären kann«, meinte Michael. »Warum waren Check und Pat davon überzeugt, mich getötet zu haben?«

»Diesen Teil der Erinnerung habe ich ihnen eingepflanzt«, erklärte Bernier. »Da beide nicht mentalstabilisiert sind, konnte ich das mit Hilfe von Drogen ganz leicht erreichen. Für Jefferson sind Sie ein toter Mann. Das ist auch ein Grund, warum Sie ihm nicht in die Hände laufen sollten. Wenn er entdeckt, dass Sie noch leben, dann weiß er auch, dass ihm eine große Organisation auf der Spur ist. Er kann dann leicht auf die USO tippen. Das aber wollen wir unter allen Umständen verhindern. Denn dann würde Jefferson unseren Agenten bald entlarven, den wir in seine Reihen eingeschmuggelt haben.«

Darauf sagte Michael nichts, aber er dachte sich sein Teil. War es Zufall, dass ausgerechnet Slim eine Erfindung gemacht hatte, welche die Unsterblichkeit versprach? Michael glaubte nicht daran. Jedenfalls war der Cyto-Exkret-Katalysator ein recht schmackhafter Köder, den Jefferson ganz einfach schlucken musste, wenn er seine Macht ausbauen wollte. Es war also gar nicht so absurd anzunehmen, dass Slim der USO-Agent war. Für diese Theorie sprach noch etwas, und zwar die Tatsache, dass man von Michael verlangte, sich unter keinen Umständen um Slims Befreiung zu kümmern. Wahrscheinlich wollte man, dass er in Jeffersons Nähe blieb.

Bernier ging mit dem Fluggleiter tiefer und landete schließlich auf dem Dach eines sechsstöckigen Gebäudes in der Vorstadt Maragods.

»Was sollen wir hier?« fragte Michael.

»Lordadmiral Atlan hat vorgeschlagen, das Sie sich bis auf weiteres nicht in Burus Bungalow blicken lassen«, antwortete Bernier. »Wer weiß, vielleicht beobachten Jeffersons Leute das Haus. Deshalb haben wir Sie im Aldebaran-Hotel einquartiert. Es liegt äußerst günstig für Sie. Zu Fuß benötigen Sie nur zehn Minuten, um die Ezialistische Klinik zu erreichen.«

»Aber ich habe noch mein Gepäck in Slims Bungalow«, gab Michael zu bedenken.

»Das wurde bereits nach hier überstellt«, sagte Bernier. Er öffnete für Michael den Ausstieg.

»Sie haben Zimmer Nummer 41 z.«

»Die USO denkt wohl an alles«, sagte Michael. »Aber haben Sie auch einkalkuliert, dass ich mich vielleicht nicht an Ihre Anweisungen halte?«

Bernier grinste. »Selbstverständlich. Deshalb wurde ich auch zu Ihrem Schutz abkommandiert. Ich werde ständig in Ihrer Nähe sein — ob Sie mich sehen oder nicht.«

Michael schnitt eine Grimasse und wollte aussteigen. Aber dann zögerte er.

»Etwas ist mir noch unklar«, sagte er nachdenklich. »Es wird ständig davon gesprochen, dass Jefferson alle Fäden in der Hand hat. Er ist der Generalgouverneur des Goldenen Imperiums, er versucht, das Solare Imperium in seinen Grundfesten zu erschüttern. Aber welche Rolle spielt dabei Samantha? Davon haben Sie noch nichts gesagt.«

Bernier überlegte kurz, dann sagte er: »Jefferson ist der Mann im Hintergrund. Offiziell liegt die Macht in Samanthas Händen, aber in Wirklichkeit ist sie nur der von Jefferson vorgeschobene Strohmännchen.«

»Was heißt das, sie ist Jeffersons Strohmännchen?«

»Samantha ist die Kaiserin des Goldenen Imperiums.«

9

Seit sie sich erinnern konnte, war sie zwischen Wahnsinn und Wirklichkeit ständig hin- und hergependelt. Sie hatte einiges über sich erfahren, zum Beispiel, ihren Namen: Samantha Lund! Ihr war eingefallen, dass sie von Menschenhändlern gefangengenommen und auf einem Meteoriten ausgesetzt worden war. Sie hatte zu wissen geglaubt, dass ihr Vater in der Gewalt der Menschenhändler gestorben war. Aber nun stellte sich heraus, dass dies alles nicht

stimmte - nicht stimmen konnte. Denn sie hörte die Stimme ihres Vaters!

Ihre ganze Erinnerung war nur Schein gewesen.

Hatte sie das nicht schon früher geahnt?

Sie hatte schon von Anfang an gewusst, dass vieles mit ihr nicht stimmte. Aber dass die Wahrheit so schrecklich war, das wäre ihr nie im Traum eingefallen. Und dabei war es eben dieser Traum, der sie so ängstigte. Oder war die Wirklichkeit so schrecklich? Sie wusste es nicht, denn sie konnte kaum zwischen Traum und Wirklichkeit unterscheiden.

Kaum erschien ihr ein Abschnitt ihres Lebens klar und deutlich, da zerrann alles wieder.

Und die Stimme in ihrem Innern sagte:

Vergiss alles, was du zu wissen glaubtest. Es war nur ein Stück in einem komplizierten Plan.

Du wurdest nicht von Menschenhändlern auf dem Meteoriten ausgesetzt, sondern von deinem Vater.

Ihre ganze Erinnerung war dann plötzlich wieder nur noch ein Traum. Nur jene Details, die zu dem Plan gehörten, blieben bestehen. Sie waren die Bausteine zu jenem Mosaik, das eines Tages fertig sein würde. Aber manchmal glaubte sie, dass sie nicht die Kraft besaß, auf diesen Tag zu warten. Sie konnte diese geistige Tortur einfach nicht mehr ertragen.

Halte sie nun die ganze Zeit über geglaubt, Samantha Lund zu heißen, so erklärte ihr die Stimme in ihrem Innern: Du heißt Virna Toscana, mein Kind, und nicht anders. Am Anfang war es nötig, dich als Samantha Lund auszugeben, denn dieser Name ist den terranischen Behörden bekannt. Als Virna Toscana hättest du nie nach Terra einreisen können. Dann wäre es dir auch nicht möglich gewesen, auf der Börse zu spekulieren und ein Vermögen zu machen, . . .

Es gehörte also auch zum PLAN ihres Vaters, dass sie durch Börsenspekulationen zu Reichtum gelangte. Und es war Teil eines PLANES, dass sie die Telnic Electronics aufkaufte und mit einem Riesengewinn an die Solare Flotte abtrat. Ja, im PLAN war sogar einkalkuliert, dass sie der Solaren Flotte den X-Taster zukommen ließ. Was die Generale und Wissenschaftler wohl dazu gesagt hätten, wenn sie erführen, dass sie, Samantha Lund (oder Virna Toscana) die Pläne für den X-Taster aus dem Gedächtnis gezeichnet hatte ...?

Aber das durfte niemand erfahren, denn sonst wäre der PLAN gefährdet worden. Deshalb schwieg Samantha, nein Virna . . .

In ihrem Kopf drehte sich alles. Sie musste sich daran gewöhnen, dass sie nicht mehr Samantha hieß, sondern Virna. Oder stimmte das auch nicht? Sie schob diese Frage ängstlich beiseite. Jedenfalls wusste sie, dass sie weder Lund noch Toscana hieß. Sie war Mrs. Jefferson. Wenigstens etwas, was ihr die innere Stimme nicht streitig machen konnte. Selbst wenn sie später von ihrer Erinnerung eine andere Identität bekommen sollte, so blieb sie Mrs. Jefferson.

Dafür musste sie Burk dankbar sein. Sie wusste, dass er kein guter Mensch war aber sie klammerte sich an ihn, da er die einzige Verbindung zur Realität war. Dass er nur bei ihr blieb, weil er sich Vorteile davon versprach, störte sie weniger als die Furcht vor dem Alleinsein — vor dem Alleinsein in dieser fremden Welt, in der sie ein Fremdkörper war. Sie gehörte nirgends hin, hatte keinen Platz in der Vergangenheit und Zukunft dieser Welt.

»Oh, Vater, ich weiß nicht, ob ich dich dafür hassen soll, was du mir angetan hast.«

Vielleicht wusste er gar nicht, was er ihr angetan hatte. Sicher war im PLAN nicht vorgesehen, sie zu quälen, denn es hieß: Du bist für eine große Aufgabe bestimmt, mein Kind. Bisher wusste sie immer noch nicht, welche Aufgabe das war. Sie hatte immer nur bruchstückhaft erfahren, was sie zu tun hatte. Sie erhielt immer erst dann weitere Details, wenn sie eine Phase der vorbestimmten Aufgabe abgeschlossen hatte.

Jetzt war es wieder einmal soweit, die nächste Phase in Angriff zu nehmen. Aber sie wusste nicht, ob sie dazu die nötige Kraft besaß. Wenn nur Burk in ihrer Nähe gewesen wäre, er hätte ihr sicher einen Rat geben können.

Du bist nun Kaiserin des Goldenen Imperiums, hatte ihr die innere Stimme gesagt, und musst

auch wie eine Kaiserin handeln. Das Goldene Imperium ist bisher nur als Name ein Begriff. Keine der galaktischen Großmächte kennt die Koordinaten der Regierungswelt Ternillon. Es wird Zeit, dass du das Geheimnis lüftest. Die ganze Galaxis muss erfahren, wo Ternillon liegt — die Terraner, die Akonen, die Arkoniden, sie alle sollen nach Ternillon blicken. Fürchte die Großmächte nicht, denn du hast starke Verbündete und eine wirksame Waffe gegen deine Feinde . . .

Virna zitterte, wenn sie nur an diese Worte dachte. Einiges von den Prophezeiungen stimmte nicht, anderes blieb rätselhaft. Es gab zumindest zwei Machtgruppen, die die Koordinaten von Ternillon kannten und einiges über die Struktur des Goldenen Imperiums wussten. Das waren die Springer, jenes Volk, das seit Jahrhunderten das Handelsmonopol in der Galaxis für sich in Anspruch nahm, und die Galaktischen Freihändler, die den Springern das Handelsmonopol streitig machten. Welche der beiden Großmächte war der Verbündete des Goldenen Imperiums, und welches der vielen Völker in der Galaxis war der Feind?

Virna fühlte, dass diese Fragen ihr über den Kopf wuchsen. Sie hatte gehofft, in der Ezialistischen Klinik die Wahrheit über sich zu erfahren. Aber obwohl sie sich hier schon drei Tage aufhielt, zeichnete sich noch kein Erfolg ab. Das Wissen, das tief in ihrem Unterbewusstsein schlummern musste, kam nicht an die Oberfläche. Sie hatte zwar in Michael Rhodan einen Freund gewonnen, der es sichtlich ehrlich mit ihr meinte und sich rührend um sie bemühte. Und auch der Psychodynamiker, in dessen Behandlung sie sich befand, zeigte sehr viel Einfühlungsvermögen. Aber das alles genügte nicht, um ihr wirklich zu helfen.

Vielleicht wäre es für sie besser gewesen, Michael oder dem Psychodynamiker von der »inneren Stimme« zu erzählen, ihnen zu sagen, dass ihr Vater sie stufenweise für eine große Aufgabe aufbaute. Aber davor scheute sie zurück. Wenn sie nun gestand, dass die Stimme ihres Vaters behauptete, sie heiße in Wirklichkeit Virna Toscana — wer wusste, wie lange dies Gültigkeit haben würde. Vielleicht war das wieder nur eine Täuschung, die für die Verwirklichung des PLANES erforderlich war?

Nein, sie wollte nichts über den PLAN erzählen, nichts zu seiner Verwirklichung beitragen. Sie wollte geheilt werden; der Psychodynamiker sollte nicht in seiner Arbeit durch irgendwelche Schachzüge irregeleitet werden, die ihr Vater in seinem PLAN vorgesehen hatte. Und schließlich: Michael sollte nicht zu der Meinung gelangen, sie sei geistesgestört — selbst wenn sie es war.

Warum nur hatte ihr Vater ausgerechnet sie, ein schwaches labiles Mädchen, für diesen verworrenen, undurchschaubaren Plan auserwählt? Es konnte keine Entschuldigung dafür geben, dass er ausgerechnet seine Tochter als Mittel zum Zweck benutzte.

»Ich hasse dich, Vater«, schluchzte sie.

»Warum?«

Virna versteifte sich augenblicklich. Das war die Stimme des Psychodynamikers, die aus dem in der Wand verborgenen Lautsprecher kam.

\*

»Ich habe nur zu mir selbst gesprochen«, sagte Virna.

»Manchmal können Selbstgespräche recht aufschlussreich sein«, hielt der Psychodynamiker dagegen. »Meinen Sie nicht, dass wir uns eingehender mit diesem Thema befassen sollen, Lorelei. Vielleicht gibt es etwas in Ihrem Unterbewusstsein, dessentwegen Sie Ihren Vater hassen. Wenn wir es wecken, sind wir vielleicht einen Schritt weiter.«

Virna blickte zu dem Lautsprecher, der, unerreichbar für sie, drei Meter hoch über dem Boden in die Wand eingelassen war.

»Warum nennen Sie mich Lorelei? Sie wissen, dass ich Samantha heiße«, sagte sie ärgerlich.

»Ich weiß es nicht — und Sie, Lorelei, wissen es auch nicht mit Bestimmtheit«, kam die

Antwort des Psychodynamikers. »Ich habe Ihnen schon oft erklärt, wie wichtig es ist, sich bei Ihrer Behandlung von allen Illusionen zu distanzieren. Wollen wir nur die Tatsachen — die erwiesenen Tatsachen — anerkennen, dann steht uns keine böse Überraschung bevor, wenn uns Ihr Unterbewusstsein einmal sein Wissen preisgibt.«

»Wann wird das sein?«

»Bis Sie sich nicht mehr dagegen wehren, sich von mir helfen zu lassen.«

Virna verzog spöttisch den Mund. »Wie soll ich Ihnen vertrauen, wenn ich nicht einmal weiß, wer Sie sind und wie Sie aussehen?«

»Meine Person steht nicht zur Debatte, Lorelei. Ich bin Ihr Psychodynamiker — das genügt. Wollen Sie nicht doch versuchen, sich mir anzuvertrauen?«

»Tue ich das nicht?«

»Nein, denn Sie wollen mir nicht einmal sagen, warum Sie Hass für Ihren Vater empfinden.«

Virna versteifte sich wieder. »Das war nur so dahergeredet. Ich hasse ihn nicht wirklich.«

»Aber gibt es nicht vielleicht doch etwas, warum Sie ihm zumindest böse sein könnten?« bohrte der Psychodynamiker weiter.

»Nein«, beharrte Virna. »Die Menschenhändler haben ihn vor meinen Augen getötet. Er lebt nicht mehr, verstehen Sie? Es gibt nichts, was ich ihm nicht verzeihen könnte.«

Eine Weile blieb es still, dann meldete sich wieder die Stimme des Psychodynamikers:

»Ich sehe ein, dass wir so nicht weiterkommen, Lorelei.

Sie haben zwischen sich und mir eine Barriere errichtet, die ich unter diesen Bedingungen nicht beseitigen kann. Ich sehe nur eine Möglichkeit, um mich Ihnen psychisch zu nähern.«

»Welche Möglichkeit?« fragte Virna ängstlich. Sie dachte an Verhöre durch Drogen und Hypnose und begann am ganzen Körper zu zittern.

»Keine Bange«, beruhigte sie der Psychodynamiker. »Ich schicke Ihnen Blumen.«

»Blumen?« fragte sie verblüfft. Aber ihr Psychodynamiker hatte die Verbindung unterbrochen und konnte sie nicht mehr hören.

Sie dachte immer noch darüber nach, wie er sich mit der Übersendung von Blumen ihr psychisch nähern wollte, als eine Schwester eintrat und eine Vase mit einem riesigen Blumenstrauß auf ihrem Tisch abstellte.

Virna ging hin und blickte auf das Billett, das beigelegt war. Darauf stand: Für Lorelei. Sie starrte wie hypnotisiert auf die beiden Worte. Irrte sie sich, oder waren sie tatsächlich in Burks Handschrift geschrieben?

Sie wollte das Billett in die Hand nehmen, musste aber erkennen, dass es an eine Blume gebunden war. Bei genauerem Hinsehen erkannte sie, dass es sich um keine gewöhnliche Blume handelte, sondern um eine verblüffend echte Imitation.

»Sie haben Besuch«, sagte die Krankenschwester.

Virna nickte geistesabwesend. Sie merkte erst, dass ihr Besuch Michael Rhodan war, als er neben ihr stand.

»Sie machen einen so glücklichen Eindruck«, hörte sie ihn sagen.

»Ich bin auch glücklich.« Sie nahm das Billett ab und hielt es ihm hin, während sie die Blumenimitation verträumt in den Fingern drehte. Sie hatte sogleich erkannt, dass in dem Blütenkelch ein winziges Tonbandgerät verborgen war.

»Für Lorelei«, las Michael. Sein Gesicht hellte sich auf. »So nennt Sie doch Ihr Psychodynamiker. Sind die Blumen von ihm?«

»Zumindest hat er gesagt, er würde welche schicken«, wick Virna aus. Vielleicht war der Psychodynamiker ein Mittelsmann zu Burk?

»Ich bin froh, dass Sie sich mit ihm versöhnt haben«, sagte Michael. »Wenn Sie ihn in seiner Arbeit unterstützen, wird sich sicherlich bald ein Erfolg einstellen.«

»Hm«, machte sie und brachte die Blüte der Blumenimitation an ihr Ohr. Kaum hatte sie den winzigen Hebel zwischen den Blumenblättern durch einen kurzen Druck einrasten lassen, ertönte eine leise Stimme.

»Ich habe herausbekommen, dass man dich in eine Klapsmühle gesteckt hat«, hörte sie Burk in ihr Ohr sagen. »Aber keine Angst, Kleines, ich hole dich schleunigst heraus.«  
Burk würde sie befreien! Plötzlich erschien ihr der Aufenthalt in der Klinik tatsächlich wie eine Gefangenschaft. Unterbewusst hatte sie sich immer von hier fortgesehnt. Sie wollte zu Burk zurück, der sie von allen immer noch am besten zu behandeln wusste. Sie wollte nach Ternillon, zu dieser paradiesischen Welt, die ihr so etwas wie eine Heimat geworden war.  
»Ich bin überglücklich, Mike«, sagte sie und steckte die Blumenimitation in die Vase zurück, »und deshalb möchte ich jetzt alleingelassen werden.«

## 10

Die Art, wie ihn Samantha vor die Tür gesetzt hatte, irritierte Michael. Sie war nicht grob oder unfreundlich gewesen, aber doch so bestimmt, dass er ihr nicht widersprechen konnte. Michael hatte vor, den Leiter der Psychologischen Abteilung, Professor Kastlan, aufzusuchen und sich nach dem Grund für Samanthas Gefühlsumschwung zu erkundigen. Er hätte gerne erfahren, wie es der Professor fertiggebracht hatte, aus der ewig melancholischen Samantha ein Mädchen zu machen, das vor Lebenslust schier überzuströmen schien.  
Aber Michael kam nicht zu Professor Kastlan. Auf dem Weg zu dessen Büro stieß er in einem Korridor beinahe mit einem blassen, kraushaarigen Männchen zusammen.  
»Professor Farkas!« rief Michael überrascht aus.  
»Wie?« machte der Psychodynamiker zerstreut. Er schien sein Gegenüber nicht erkannt zu haben. Deshalb sah sich Michael genötigt, seiner Erinnerung nachzuhelfen.  
»Sie haben doch im Juli 2423 auf der HOLLIDAY 25 Lorelei behandelt«, sagte Michael.  
»Als Sie in Ihrer Arbeit von Burkin Jefferson gestört wurden, hat Kapitän Ankara Sie mit mir zusammengebracht.«  
In den Augen des kleinen Psychodynamikers leuchtete Erkennen auf. »Dann sind Sie Michael Rhodan. Sie haben sich stark verändert. .. Kein Wunder, seit damals sind eineinhalb Jahre vergangen.«  
»Was hat Sie hierher geführt, Professor?« wollte Michael wissen. »Ist es Zufall, oder . . .?«  
Er beendete den Satz absichtlich nicht.  
»Das ist eine lange Geschichte«, sagte Professor Farkas. »Eine sehr dramatische Geschichte.«  
»Dann wissen Sie, dass sich Lorelei hier aufhält.«  
Der Psychodynamiker blickte um sich, als wolle er sich vergewissern, dass niemand lauschte. Dann raunte er Michael zu:  
»Niemand darf wissen, dass ich hier bin. Am wenigsten Lorelei. Ich glaube, sie hasst mich immer noch.«  
»Und Sie wollen immer noch versuchen, sie zu heilen?«  
Wieder blickte sich der Psychodynamiker nach eventuellen Lauschern um.  
»Ich wollte eben in die Kantine«, flüsterte er Michael zu. »Wenn Sie Zeit haben, begleiten Sie mich, dann erzähle ich Ihnen, wie ich wieder mit Lorelei zusammengekommen bin. Aber Sie müssen strengstes Stillschweigen bewahren.«  
Das versprach Michael.  
Die Kantine, in der die Ärzte der Klinik ihre Mahlzeiten einnahmen, war an diesem Vormittag kaum besucht. Nur einige Krankenschwestern und Krankenhelfer saßen bei Kaffee und Kuchen, und ein alter, weißhaariger Ezialist nahm an einem abseits gelegenen Tisch einen frühen Lunch ein; er wirkte müde und übernächtigt.  
Professor Farkas steuerte auf einen Tisch in einer Ecke zu. Nachdem sie Platz genommen hatten, bestellten sie bei einem Roboter ihre Getränke.  
Dann erzählte Professor Farkas seine Geschichte.

»Sie wissen, dass ich gleich von Anfang an großes Interesse an Lorelei hatte«, begann er. »Später, als sie auf Terra von Bord der HOLLIDAY ging, erkannte ich, dass mein Interesse an ihr mehr als nur beruflicher Natur war. Ich empfand Leidenschaft für sie. Aber nicht jene Leidenschaft eines Liebenden — nein, meine Zuneigung war mehr väterlicher Art. Aber ich empfand andererseits auch wieder mehr, als ein Vater für seine Tochter empfinden könnte. Verstehen Sie mich? Es ist wichtig, dass Sie mich verstehen. Mein Interesse an Lorelei war schon Besessenheit. Sie hat mich verzaubert; das heißt, das Geheimnis, das sie in sich barg, verhexte mich, nahm mich gefangen, schlug mich in seinen Bann. Verstehen Sie ...?« Michael verstand nicht, dafür drückte sich der Psychodynamiker zu verworren aus. Aber immerhin erkannte Michael; dass sich Professor Farkas selbst nicht ganz klar über seine Gefühle zu Lorelei war.

»Nachdem Lorelei von Bord gegangen war«, fuhr Professor Farkas fort, »blieb ich noch ungefähr zwei Monate auf der HOLLIDAY, dann kündigte ich meinen Vertrag auf. Der Grund dafür war Loreleis plötzlicher Reichtum und die Heirat mit Burkin Jefferson. Ich ahnte schon damals, dass sie in den Händen dieses Halunken Wachs sein würde. Deshalb wollte ich unter allen Umständen ihr Vertrauen gewinnen, um in ihrer Nähe sein zu dürfen und ihr Schicksal zu überwachen. Aber sie war unversöhnlich, sie sagte, sie könne mir nie verzeihen, dass ich so hinterhältig versucht hatte, ihre Bekanntschaft mit Jefferson zu verhindern. Es klingt fast lächerlich, wie sie den Hass gegen mich begründete, aber ich konnte sie verstehen. Jefferson hatte sich geschickt ihr Vertrauen erschlichen, ich wurde automatisch zu ihrem Feind, weil ich sie von ihm abzubringen versuchte.

Jedenfalls blieb sie mir gegenüber unerbittlich. Sie hatte damals die Telnic Electronics aufgekauft und behauptete gegenüber den USO-Agenten, dass ich ein Spion im Dienste des akonischen Energiekommandos sei. Die USO-Agenten glaubten ihr, und es dauerte zwei Monate, bis sich meine Unschuld herausstellte. Als ich mich wieder auf freiem Fuß befand, war Lorelei verschwunden. Es dauerte weitere drei Monate, dann fand ich ihre Spur. Ich brauchte auf der Suche nach ihr meine gesamten Ersparnisse auf. Und als ich nach Ternillon kam, war ich völlig mittellos. Wieder versuchte ich, Loreleis Vertrauen zu gewinnen, aber sie ließ mich von ihren Schergen gefangen nehmen. Im Gefängnis auf Ternillon lernte ich einen Freifahrerfürsten kennen. Er ließ Anfir Cryjonon und wurde auf Ternillon festgehalten, weil er versucht hatte, Handelsbeziehungen zu den Eingeborenen aufzunehmen. Da aber die Springer, die Galaktischen Händler, Ternillon für sich beanspruchen, kam es zum Kampf, bei dem Anfir Cryjonon den kürzeren zog . . .«

Michael unterbrach zum erstenmal die Erzählung des Psychodynamikers. »Ich dachte, Ternillon sei der Hauptplanet des Goldenen Imperiums. Wie können dann die Springer die Handelsrechte für sich beanspruchen?«

»Ich verstehe nichts von den politischen Hintergründen«, erklärte Professor Farkas. »Ich interessiere mich nur für Loreleis Schicksal. Aber ich glaube, dass Burkin Jefferson mit den Springern zusammenarbeitet. So ähnlich drückte sich zumindest Anfir Cryjonon aus. Dann berichtete er mir davon, dass er die Absicht habe, zu fliehen. Er habe selbst ein Interesse an Lorelei, sagte er, und schlug mir vor, mit ihm zu fliehen. Unsere Flucht gelang. Wir flogen mit dem Freifahrerschiff, das uns von Ternillon abholte, hierher, nach Umtar. Cryjonon behauptete, dass Lorelei zusammen mit Jefferson ebenfalls zur Ezialistenwelt kommen wolle, um auf der Erfindermesse nach Talenten zu suchen. Deshalb entwickelte er einen Plan, der uns früher oder später mit Lorelei zusammenbringen musste. Er selbst nahm Verhandlungen mit den Ezialisten über Handelsverträge auf, während ich in der psychologischen Abteilung der Ezialistischen Klinik unterzukommen versuchen sollte. Es gelang mir auch tatsächlich, Professor Kastlans Interesse für Loreleis Schicksal zu wecken. Er nahm mich auf und versprach, mir Loreleis Behandlung zu übertragen, wenn sie als Patient eingeliefert werden sollte. Das Wunder geschah — Lorelei kam in die Ezialistische Klinik.«

»Und Sie sind der unbekannte Psychodynamiker, der sich ihrer angenommen hatte«, stellte

Michael verwundert fest.

»Ich bin mehr als das«, sagte Professor Farkas mit einem schwachen Lächeln. »Ich bin auch ihr Schutzengel. Denn außer mir weiß nur einer, dass sie in ständiger Lebensgefahr schwebt — der Mann, der sich vorgenommen hat, sie zu töten.«

\*

Michael ruckte in seinem Stuhl hoch.

»Wer ist dieser Mann?«

»Anfir Cryjonon.«

»Der Freifahrerfürst?« wunderte sich Michael. »Aber warum trachtet er ihr nach dem Leben?«

»Er macht sie für die Existenz des Goldenen Imperiums verantwortlich«, antwortete der Psychodynamiker. »Und er überträgt ihr die alleinige Schuld dafür, dass das Goldene Imperium zu einer Gefahr für die gesamte Galaxis geworden ist.«

»Aber das ist absurd«, sagte Michael. »Nicht von Lorelei droht Gefahr, sondern einzig von Burkin Jefferson.«

»Das versuchen Sie einmal Anfir Cryjonon klarzumachen. Als er mich vor zwei Tagen hier besuchte und mir von seinen Mordabsichten erzählte, gingen wir als Todfeinde auseinander. Er ließ sich von mir nicht davon überzeugen, wie unsinnig seine Tat wäre, sondern bleibt der Meinung, dass nur durch Loreleis Tod das drohende Unheil aufgehalten werden kann.«

»Und glauben Sie, dass er seine Absicht in die Tat umsetzen wird?« fragte Michael.

»Cryjonon ist ein Mann, der sein Wort hält.«

»Dann müssen wir etwas unternehmen.«

»Das ist bereits geschehen.«

»Was .. .?«

Michael unterbrach sich selbst, als er sah, dass Professor Farkas' Gesicht plötzlich kalkweiß wurde. Farkas blickte starr zum Eingang der Kantine, und das Glas, das er gerade zum Mund führen wollte, entglitt seinen Fingern und zerschellte klirrend auf dem Boden, Michael folgte dem Blick des Psychodynamikers. Er sah nichts Außergewöhnliches. Der Eingang zur Kantine war leer, niemand stand dort.

»Was haben Sie, Professor?«

»Er . . . er ist zu früh gekommen.«

»Wer ist zu früh gekommen?«

»Anfir Cryjonon. Ich habe ihn eben in der Tür gesehen. Er hat sich als Arzt verkleidet, aber ich erkannte ihn sofort.«

Michael rüttelte den Psychodynamiker an der Schulter. »Sie haben sich getäuscht, Professor. Beim Eingang ist überhaupt niemand.«

»Doch, ich habe ihn gesehen«, behauptete Professor Farkas. »Ich habe mich nicht getäuscht. Er stand in der Tür und wollte anscheinend in die Kantine kommen. Als er mich sah, machte er kehrt und verschwand im Korridor.«

Der Psychodynamiker stand auf. »Wir müssen schnellstens hinterher und Lorelei warnen. Jetzt, da Cryjonons Anwesenheit in der Klinik nicht mehr geheim ist, wird er schnell handeln.«

Michael erhob sich ebenfalls und folgte dem Psychodynamiker auf den Korridor hinaus.

»Hier ist niemand«, stellte Michael fest. Aber etwas von der Erregung des Psychodynamikers hatte auf ihn übergegriffen. Plötzlich fürchtete er ebenfalls um Loreleis Leben. Egal ob sich der Professor getäuscht hatte oder nicht, sie mussten der Sache unbedingt nachgehen. Es ging um Loreleis Sicherheit.

»Kommen Sie schon«, drängte der Professor und lief den Korridor hinunter. Michael musste sich beeilen, um mit ihm Schritt halten zu können.

»Sie müssen bei mir bleiben«, sagte Professor Farkas, während, er einen Antigravschacht betrat und sich von den Kraftfeldern in die Höhe tragen ließ. »Lorelei darf mich auf keinen Fall zu Gesicht bekommen. Sie müssen Sie in Sicherheit bringen!«

Die Eindringlichkeit, mit der der Psychodynamiker sprach, verstärkte die Panik in Michael. Er konnte es immer noch nicht glauben, dass jemand beabsichtigte, Samantha für irgend etwas verantwortlich zu machen und sie deshalb zu töten. Und doch — die Möglichkeit durfte nicht ganz von der Hand gewiesen werden.

Sie sprangen in der ersten Etage aus dem Lift. Der Psychodynamiker machte noch einige Schritte in den Korridor hinein, dann blieb er stehen und taumelte. Michael stieß gegen ihn.

»Was ist?«

Professor Farkas deutete nach vorne. »Das . . . das ist Loreleis Zimmer . . .«

Michael sah sofort, dass die Tür offenstand.

Er schob den Professor beiseite und rannte hin. Ein einziger Blick zeigte ihm, dass der dahinterliegende Raum leer war. Er stellte fest, dass ein Stuhl umgestoßen worden und das Bettzeug zerknautscht war. Samanthas Entführer musste sie im Schlaf überrascht haben! Aber warum hatte er sein Vorhaben nicht ausgeführt und sie getötet?

Michael rannte weiter. Als er zu einem Seitenkorridor kam, hielt er einen Augenblick inne, um auf verräterische Geräusche zu hören. Tatsächlich vernahm er sich schnell entfernende Schritte, konnte aber nicht sagen, woher sie kamen.

Michael zögerte nur einen Sekundenbruchteil, dann wandte er sich nach links. Der Korridor mündete bereits nach zwanzig Metern in einen Quergang, dessen ganze eine Wand aus Glas bestand, durch das man in den weitläufigen Innenhof der Klinik sehen konnte.

Dreißig Meter vor sich sah Michael eine hünenhafte Gestalt, die ein lebloses Bündel in den Armen trug. Das musste Anfir Cryjonon mit Samantha sein.

Michael machte sich an die Verfolgung. Hinter sich hörte er Professor Farkas' verzweifelte Stimme: »Bringen Sie mir Lorelei zurück!«

In diesem Augenblick wurde die Glaswand von einem mächtigen Schatten verdunkelt.

Michael blickte während des Laufens hinaus und sah, wie ein zweihundert Meter durchmessendes Kugelraumschiff im Innenhof der Klinik zur Landung aufsetzte. Seine Hülle war von blauer Farbe, und über dem Wulst der Triebwerke leuchtete das Emblem des Goldenen Imperiums: der siebenzackige Goldstern.

Jefferson kam, um Lorelei zu befreien!

\*

Michael erreichte den Flüchtenden auf der Treppe, die zum Dach hinaufführte. Ohne Vorwarnung sprang er ihn an und umfasste mit einem eisernen Griff seinen Hals. Über die Lippen des Freifahrers kam ein gurgelnder Laut, der aber weniger seinen Schmerz als seine Überraschung ausdrückte. Doch seine Überraschung währte nur wenige Augenblicke. Er ließ Samantha einfach fallen, griff mit den Armen hinter sich, fasste Michael an den Schultern und warf ihn über sich.

Vor Michaels Augen wurde es plötzlich schwarz, als er auf dem Boden aufschlug, aber er rollte sich geistesgegenwärtig ab und kam wieder auf die Beine. Er konnte noch nicht klar sehen, in seinem Schädel pochte heftiger Schmerz, in seinen Ohren war ein Rauschen, das alle anderen Geräusche schluckte.

Er gewahrte vor sich eine Bewegung und meinte, der Freifahrer griffe ihn erneut an. Deshalb wich er blitzschnell zur Seite. Das rettete ihm das Leben. Denn die Bewegung, die er wahrgenommen hatte, stammte von einem Blauuniformierten, der die Waffe in Anschlag brachte.

Michael sah den Entladungsblitz der Energiepistole und spürte fast im selben Moment einen heißen Strahl neben seinem Kopf. Er ließ sich über die Treppe rollen und rammte den Mann,

der hinaufstürmte. Beide kollerten sie bis zum nächsten Treppenabsatz, wo der Blauuniformierte von Michael durch einen Schlag außer Gefecht gesetzt wurde. Michael nahm ihm den Thermostrahler ab und hetzte wieder die Treppe hinauf. Er konnte sich im Augenblick nicht erklären, wieso nach seinem Sturz der Freifahrer plötzlich verschwunden war und an seiner Stelle einer von Jeffersons Leuten stand. Die einzige Möglichkeit wäre gewesen, dass er, Michael, für einige Sekunden das Bewusstsein verloren hatte.

Aber wie dem auch war, er musste die Verfolgung des Freifahrers wieder aufnehmen. Hinter sich, in den Gängen des Klinikgebäudes hörte er Kampfplärm, das Zischen der Energieentladungen und das Schreien von Verwundeten. Er hoffte nur, dass der Kampfplärm auf das Eingreifen der USO-Agenten zurückzuführen war, die in der Klinik zu Samanthas Schutz postiert gewesen waren. Aber er hielt sich nicht mit solchen Überlegungen auf. Er erreichte das Ende der Treppe und rannte durch die offenstehende Doppeltür auf das Dach hinaus, das als Parkplatz für die Fluggleiter der Klinikbediensteten eingerichtet war. Michaels Augen bot sich ein chaotischer Anblick. Mehr als zwanzig Soldaten des Goldenen Imperiums schwebten in flugfähigen Kampfanzügen über dem Dachparkplatz und deckten ihn mit Flammenstößen aus ihren schweren Strahlenwaffen ein. Ein Fluggleiter nach dem anderen ging in Flammen auf. Einer der Gleiter explodierte. Michael warf sich zu Boden und breitete schützend die Hände über den Kopf. Als die Detonation abgeklungen war und er wieder aufblickte, sah er kaum zwanzig Vieler vor sich den Freifahrer. Seine Kleider standen in Flammen, aber er trug immer noch Samantha in den Armen.

Plötzlich jedoch ließ er sie fallen, warf sich nieder und wälzte sich auf dem Boden, um die Flammen an seinen Kleidern zu ersticken. Michael sah noch, wie die Flammen erloschen, musste sich dann aber auf die Treppe zurückziehen, weil die Soldaten die Dachaufbauten unter Beschuss nahmen, hinter denen er Deckung genommen hatte.

Das letzte, was er sah, waren Jeffersons Soldaten, die zum Raumschiff zurückflogen. Einer von ihnen trug Samantha in den Armen. Bald darauf hob das Kugelraumschiff ab und schoss mit wachsender Geschwindigkeit hinein in den blassblauen Vormittagshimmel, der es schließlich verschluckte.

Zurück blieben einige Tote und viele Verletzte, die von den schnell herbeieilenden Sanitätern behandelt und auf die Krankenstationen gebracht wurden. Unter den Verletzten befand sich auch der Freihändler Anfir Cryjonon.

11

Die Plastochirurgen der Ezialistischen Klinik vollbrachten an Anfir Cryjonon ein Meisterwerk. Sie ersetzten ihm nicht nur eine Menge Haut auf Armen, Nacken und der Rückenpartie, sondern auch die Hälfte der Sehnen der linken Hand, die durch die schweren Verbrennungen zu Schaden gekommen waren. Zwei Wochen nach seiner Verwundung war er noch nicht ganz wiederhergestellt, aber immerhin vernehmungsfähig.

Auf diesen Augenblick hatte USO-Leutnant Ashnahr Bernier gewartet. Als Bernier das Einzelbettzimmer betrat, hatte Anfir Cryjonon gerade eine Lesemaschine vor sich auf dem Bettlaken liegen und war in seine Lektüre vertieft. Da der Freifahrer unter ständiger Beobachtung lag, wusste der USO-Spezialist, um welche Lektüre es sich handelte: Die Einflüsse des Ezialismus und der konventionellen Wissenschaften auf das Weltbild von Umtar.

Der Teufel mochte wissen, wieso sich ein Pirat wie Cryjonon ausgerechnet in so einen trockenen Wälzer vertiefte. Für Bernier waren alle Freifahrer Freibeuter, denn obwohl er nicht viel über sie wusste, stand es für ihn fest, dass sie nur eines im Sinn hatten — nämlich unterentwickelte Völker auszubeuten. Dass dem nicht so war, konnte Bernier nicht wissen.

Aber selbst wenn er es gewusst hätte, wäre Anfir Cryjonon in seinen Augen ein Gesetzloser gewesen. Er besaß genügend Beweise dafür.

Leutnant Bernier räusperte sich ziemlich lautstark. Aber Cryjonon ließ sich in seiner Lektüre nicht stören und las noch den Abschnitt fertig, bevor er die Lesemaschine abschaltete und auf dem Gelenkarm zur Wand schob.

»Der Ezialismus ist ein Phänomen«, sagte er ernsthaft. »Man sollte nicht meinen . . .«

»Deshalb bin ich nicht hier«, unterbrach Bernier barsch und fügte hinzu: »Ich bin Leutnant Bernier von der United Stars Organisation.«

»Schade«, meinte Cryjonon, und jetzt blitzte Belustigung in seinen großen, grünen Augen auf. »Ich habe gehofft, Sie sind Ezialist, dann hätten Sie mich in einigen Punkten aufklären können ...«

»Ich bin es, der Aufklärung wünscht.«

Cryjonon richtete sich im Bett zurecht; sein Gesicht verzog sich schmerzhaft, als er sich auf die linke Hand stützte. »Sie ist noch nicht ganz in Ordnung«, entschuldigte er sich. Dann sah er Bernier fest in die Augen. »Worüber wünschen Sie Aufklärung?«

»Mich interessiert zum Beispiel, was Sie in der Klinik zu suchen hatten, als der Spektakel losging«, sagte Bernier.

»Mit Spektakel meinen Sie offenbar den Überfall der Ternillonon«, meinte Cryjonon. »Ich kam, um einen Freund zu besuchen, der hier in Behandlung ist.«

»Sein Name?«

»Bin ich verpflichtet, ihn zu nennen?«

»Es wäre bestimmt von Vorteil für Sie.«

Cryjonon gähnte ausgiebig. Dann sagte er gelangweilt: »Leutnant, ersparen Sie sich Ihre Drohungen. Ich kenne die Rechte, die ich auf Umtar habe. Und ich kenne auch meine Pflichten gegenüber den Behörden von Umtar. Ja, ich weiß sogar, was ich der Gerechtigkeit schuldig bin — so dehnbar dieser Begriff auch ist. Aber eines weiß ich auch, nämlich, dass ich Ihnen über keine meiner Handlungen Rechenschaft schuldig bin.«

Bernier ärgerte sich innerlich über die Kaltschnäuzigkeit des Freifahrers, ließ sich davon aber nichts anmerken.

»Sie verkennen die Situation, Cryjonon«, sagte er. »Wenn Sie nicht bereit sind, uns zu helfen, dann liefere ich Sie den Behörden von Umtar aus. Dort können Sie dann auf Ihre Rechte pochen soviel Sie wollen. Es wird Ihnen nur nichts nützen. Denn gegen Sie liegt genügend vor, um Sie lebenslänglich in eine der Unterwasserfarmen zu stecken.«

»Und was, zum Beispiel, liegt gegen mich vor?«

»Zum Beispiel Kidnapping«, sagte Bernier gedehnt und beobachtete sein Gegenüber scharf. »Man hat Sie beobachtet, wie Sie, mit einer bewusstlosen Frau auf dem Arm, flüchten wollten.«

Cryjonon grinste. »Ich wollte sie nur vor den Ternillonon retten. Beweisen Sie mir das Gegenteil. Das können Sie nicht, wie? Dann wird im Zweifelsfall für den Angeklagten entschieden.«

»Ich bin noch nicht fertig. Aufgrund einer Zeugenaussage wissen wir, dass Sie vorhatten, dieses Mädchen zu töten.«

»Bringen Sie mir diesen Zeugen«, verlangte Cryjonon.

»Wenn es erforderlich ist, tritt dieser Zeuge in Erscheinung«, wich Bernier aus.

Cryjonon atmete erleichtert auf. »Damit haben Sie zugegeben, dass besagter Zeuge für Sie nicht erreichbar ist.« Er lächelte. »So hat sich Professor Farkas also ins Goldene Imperium abgesetzt. Er kommt von Lorelei einfach nicht los.«

»Sie wissen demnach, von welchem Zeugen die Rede ist«, rief Bernier aus. »Damit geben Sie auch indirekt zu, dass Sie ihm gegenüber Mordabsichten geäußert haben.«

»Professor Farkas ist ein Spinner.« Cryjonon winkte lässig ab. »Wenn Sie jemals mit ihm zu tun hatten, werden Sie das bestätigen. Im Zeugenstand ist er nicht zu gebrauchen.«

Bernier holte tief Atem. »Sie nehmen sich also fest vor, alles zu leugnen, Cryjonon. Ich habe Ihnen bisher nur den Ernst Ihrer Lage vor Augen halten wollen. Sie sitzen ganz schön in der Tinte, wenn ich so sagen darf. Bei ein wenig Entgegenkommen Ihrerseits hätten wir mit uns reden lassen. Da Sie es aber absolut nicht anders wollen, werde ich schwerere Geschütze auffahren. Was sagen Sie dazu, dass das Raumschiff, das vor zwei Wochen im Innenhof der Klinik gelandet ist, Ihnen gehört? Wir haben Aufnahmen gemacht, Cryjonon, und danach festgestellt, dass es sich eindeutig um Ihre Renaissance gehandelt hat. Der Name des Schiffes wurde ganz einfach mit dem Emblem des Goldenen Imperiums übermalt. Nun?«

Diese Eröffnung traf Cryjonon sichtlich, aber er fing sich rasch. »Das Schiff wurde mir gestohlen«, sagte er. »Ja, auf Ternillon gestohlen, oder — enteignet, wenn Sie so wollen.« Bernier war die Unsicherheit des Freifahrers nicht entgangen. Er wusste, dass er die Zügel immer fester in die Hand bekam.

»Enteignet«, sagte er abfällig. »Soll ich Ihnen sagen, wie es sich wirklich verhält? Sie — und alle Freihändler — arbeiten mit Burkin Jefferson zusammen. Sie beliefern ihn mit Waffen und stellen ihm Schiffe und Besatzungen zur Verfügung. Das ist die Wahrheit. Ihr steckt mit Jefferson unter einer Decke und bereitet mit ihm den großen Schlag gegen die Zivilisation in der Milchstraße vor.«

»Sie wissen so gut wie ich, dass das haarsträubender Unsinn ist«, entgegnete Cryjonon lahm. »Jefferson arbeitet mit den Springern zusammen — mit den Gegnern der Freihändler! Glauben Sie etwa, dass wir uns Jefferson zuliebe mit den Springern versöhnen würden? Nichts könnte uns dazu bewegen. Außerdem, glaube ich, haben die Freihändler oft genug ihre Loyalität zum Solaren Imperium bekundet.«

»Mit dieser Loyalität wird es nicht weit her sein«, meinte Bernier. »Denn warum arbeiten Sie nicht mit uns, sondern gegen uns?«

Cryjonon presste die Lippen zusammen. »Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen.«

Bernier erhob sich. »Aber ich habe Ihnen noch etwas zu sagen. Entschließen Sie sich bald für eine der beiden Seiten, die Ihnen zur Wahl stehen. Für Jefferson — oder für das Solare Imperium. Tun Sie dies aber rasch, denn Ihr Kopf wackelt bereits bedenklich. Sie sind im Moment der Mann, der die Loyalität der Freihändler unter Beweis stellen kann.«

Michael gehörte zu den wenigen Personen, die zu Anfir Cryjonon vorgelassen wurden. Er wunderte sich ein wenig, dass niemand etwas einzuwenden hatte, als er den Wunsch äußerte, mit dem Freifahrer zu sprechen. Er konnte auch nicht wissen, dass die USO-Leute alle Vorgänge in Cryjonons Zimmer beobachten und aufzeichnen konnten — und dass sie sich von dem Gespräch zwischen ihm und dem Freifahrer einiges versprochen.

Als Michael ins Zimmer kam, war Cryjonon gerade dabei, sich anzukleiden. Der Freifahrer hielt in seiner Tätigkeit inne, deutete auf Michael und sagte: »Ich erkenne Sie wieder. Sie waren es, der mich auf der Treppe von hinten angefallen hat, als ich das Mädchen vor den Ternillon in Sicherheit bringen wollte. Ich dachte, Sie seien tot, als ich Sie leblos auf dem Boden liegen sah. Zum Glück ist das nicht der Fall.«

»Mir brauchen Sie nichts vorzumachen«, sagte Michael mit einem leichten Lächeln. »Ich weiß, dass Sie etwas anderes mit Samantha vorhatten. Das heißt aber nicht, dass ich glaube, Sie wollten sie töten — obwohl Professor Farkas es behauptete. Dagegen spricht nämlich, dass Sie Samantha betäubten und mit sich nahmen.«

»Hm«, machte Cryjonon und kleidete sich weiter an. Er trug eine einfache Kombination ohne irgendwelche Rangabzeichen oder Verzierungen. Selbst die Pistolentasche an seinem Gürtel war schmucklos, überdies war sie so leer wie die Halterungen für die Reservemagazine — man hatte ihn entwaffnet. Michael war von der Kleidung des Freifahrers enttäuscht, hatte er doch gehört, dass sich die Mitglieder dieser Händlerhierarchie mit Vorliebe in antike Kostüme kleideten.

»Ich glaube auch nicht, dass Sie mit Burkin Jefferson zusammenarbeiten«, fuhr Michael fort. »Ich kenne Jefferson und kann mir ganz einfach nicht denken, dass ein Freihändler mit ihm

gemeinsame Sache machen könnte.«

Cryjonon sah ihn prüfend an. »Haben Sie tatsächlich eine so hohe Meinung von uns? Oder streichen Sie mir Honig um den Mund, weil Sie etwas wollen?«

»Ich will tatsächlich etwas von Ihnen«, bekannte Michael. »Aber das ist noch lange kein Grund für mich, zu scheinheiligen Schmeicheleien zu greifen.«

Cryjonon nickte anerkennend. »Sie scheinen mir tatsächlich ein aufrechter junger Mann zu sein. Was wollen Sie also?«

»Nehmen Sie mich mit«, sagte Michael geradewegs.

Cryjonon tat verwundert. »Mitnehmen? Wohin?«

»Ich glaube, ich weiß, wohin Sie fliegen«, sagte Michael und fügte hinzu: »Auf dem Raumhafen von Maragod steht ein Freihändlerschiff, die NYMPHE. Offiziell gehört es jemand anderem, aber die Mannschaft hört auf Ihr Kommando. Für mich steht es fest, dass Sie, aus der Klinik entlassen, an Bord dieses Schiffes gehen werden und Kurs auf Ternillon nehmen. Ich möchte, dass Sie mich mitnehmen.«

Cryjonon hatte sich fertig angekleidet. Jetzt stemmte er die Arme in die Hüften und sah Michael verblüfft an. »Sie sind gut! Welche Veranlassung sollte ich haben, Sie mitzunehmen — vorausgesetzt, Sie befinden sich, was mein Ziel betrifft, nicht vollkommen auf dem Holzwege. Was wollen Sie überhaupt auf Ternillon?«

»Jefferson hat einen Freund von mir von Umtar fortgelockt«, erklärte Michael. »Ich möchte nachforschen, wie es diesem Freund inzwischen ergangen ist.«

Cryjonon überlegte eine Weile, dann sagte er: »Nehmen wir einmal an, ich fliege tatsächlich nach Ternillon. Damit würde ich mich in die Höhle des Löwen begeben. Es wird bestimmt keine Vergnügungsreise, viel zu gefährlich für einen Mann Ihres Alters. Nein, erwidern Sie nichts. Ich glaube Ihnen, dass Sie genügend Mut besitzen, um dieses Abenteuer zu wagen. Zufällig weiß ich, dass Sie Perry Rhodans Sohn sind, und ich habe auf Umtar einiges über Sie gehört. Aber trotzdem möchte ich Sie nicht in Gefahr bringen. Die USO-Leute könnten sehr leicht daraus einen Strick für mich drehen. Freihändlerfürst entführt Sohn des Großadministrators. Das würde ein schlechtes Licht auf unsere Organisation werfen. Nein, das kann ich nicht riskieren.«

»Ich verstehe«, sagte Michael zwischen zusammengedrückten Zähnen. »Sie befürchten, die USO habe mich als Köder für eine Falle benutzt. Wenn Sie glauben, ich gäbe mich dafür her, dann möchte ich mit Ihnen nichts mehr zu schaffen haben.«

Michael drehte sich um und wollte aus dem Raum.

»Mike!« rief ihm der Freihändler nach. »Warten Sie einen Augenblick.« Als Michael stehenblieb, kam ihm Cryjonon nach und sagte: »So war das nicht gemeint. Ich wollte nur aufzeigen, welche Auswirkungen es für uns Freihändler haben könnte, wenn Ihnen an Bord eines unserer Schiffe etwas zustieße. Wenn ich Sie auf der NYMPHE mit zu Launis Stern nehme, dann gehe ich ein großes Risiko ein.«

»Launis Stern?«

»Ja, so heißt die Sonne, deren dritter Planet Ternillon ist.«

»Sie würden nichts riskieren«, sagte Michael, neue Hoffnung schöpfend. »Höchstens, dass Sie später vom Großadministrator selbst belobigt werden.«

»Darauf möchte ich lieber nicht bauen«, meinte Cryjonon. »Aber ... ich mag Sie, Mike. Sie gefallen mir, und ich glaube, wir könnten Freunde werden.«

»Dann nehmen Sie mich also mit?«

»Ich habe nicht gesagt, dass ich Ternillon anfliege.«

»Aber ich weiß es!«

»Warum sind Sie so sicher?«

»Weil ich überzeugt bin, dass sich ein Freihändler von niemandem sein Schiff stehlen lässt, ohne den Versuch zu unternehmen, es sich wieder zurückzuholen.«

»Okay, Sie haben mich durchschaut«, meinte Cryjonon. Dann wurde er ernst. »Aber verlieren

Sie zu niemandem ein Wort über Launis Stern. Denn obwohl diese Sonne auch der USO und der Solaren Flotte bekannt ist, ahnt niemand, dass Ternillon zu diesem System gehört.«

»Ich werde schweigen«, versprach Michael.

»Dann besorgen Sie sich heute Abend ein Billett für die Besichtigung des Raumhafens. Seien Sie gegen zwanzig Uhr bei der NYMPHE, alles weitere werde ich dann arrangieren. «

»Ich komme pünktlich«, versicherte Michael.

Bevor er ging, hielt Cryjonon ihn noch einmal fest.

»Wollen Sie tatsächlich nur wegen Ihres Freundes ins Goldene Imperium?« fragte der Freihändler. »Oder gibt es auch noch einen anderen Grund?«

»Ich habe Ihnen schon gesagt, dass ich kein Spion der USO bin!«

»Das meinte ich nun wirklich nicht. Ich dachte eher an die Kaiserin des Goldenen Imperiums. Könnte nicht sie die eigentliche Triebfeder für Ihre Handlung sein?«

Darauf gab Michael keine Antwort.

12

Wer sich für die Anlagen des Raumhafens von Maragod interessierte, brauchte nur eine Eintrittskarte zu lösen. Ein Luftkissenfahrzeug, an das ein Dutzend Liliput-Waggons gekoppelt waren, brachte ihn dann während einer einstündigen Fahrt auf die Landebahn und zu den Werften hinaus. An diesem Abend interessierten sich nicht viele Touristen für diese Exkursion; in dem Dutzend Waggons befanden sich kaum zwanzig Personen.

Michael war eine davon.

Er ließ es gelangweilt über sich ergehen, dass der Zug ständig vor Raumgiganten oder anderen Sehenswürdigkeiten anhielt und dass der robotische Fremdenführer mit monotoner Stimme seine Erklärungen abgab. Michael wachte erst aus seiner Apathie auf, als der Zug auch vor der NYMPHE stoppte.

»Dies ist ein Schiff der berüchtigten Freihändler, auch Freifahrer genannt«, erklärte der Robot. »Dieser Organisation gehören erdgeborene Terraner und solche an, die auf Siedlungswelten geboren wurden. Ihr Gründer heißt Lovely Boscik, residiert auf der geheimgehaltenen Welt Olymp und lässt sich von seinen Untergebenen >Kaiser< nennen. Ebenso wie der geheimnisumwitterte Mann an der Spitze, tragen auch alle anderen Freihändler Titel aus der terranischen Frühgeschichte. Schiffskapitäne werden >Fürsten< genannt, Offiziere heißen >Edelmänner< und andere Mitglieder der Besatzung werden einfach als >Bauern< bezeichnet. Die Freifahrer versuchen, das außerhalb des terranischen Machtbereiches bestehende Handelsmonopol der Galaktischen Händler, der sogenannten Springer, zu brechen. Sie sind dabei nicht sehr wählerisch in ihren Mitteln, sind dabei aber schlau genug, die Gesetze des Solaren Imperiums nicht zu verletzen, so dass ihnen der Großadministrator nichts anhaben kann ...«

Michael hörte sich die Ausführungen des Fremdenführers nicht mehr zu Ende an. Ohne sich um die verblüfften Blicke und die empörten Ausrufe der Touristen zu kümmern, sprang er aus dem Waggon, robbte unter der energetischen Absicherung hindurch, die sich wie eine Glocke über den ganzen Zug spannte und war gleich darauf hinter einigen Warenballen verschwunden.

Der Exkursionszug setzte sich in Bewegung und verschwand bald darauf seinen Blicken. Michael befand sich bereits unter der mächtigen Wölbung der fünfhundert Meter durchmessenden NYMPHE. Dreißig Meter von ihm entfernt befand sich die erste Teleskopstütze. Ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, dass es zehn vor acht war, aber er konnte nirgends einen Freihändler erblicken. Die Ladeluken waren bereits geschlossen,

vollautomatische Kräne verluden die herumstehenden Waren auf Lastengleiter. Michael musste bei einem anderen Stapel Schutz suchen, als die Ballen, hinter denen er sich versteckthielt, plötzlich emporgehievt wurden. Inzwischen war es Punkt acht geworden. Michael wusste, dass die NYMPHE um 20 Uhr 30 starten sollte — und noch immer war nirgends ein Freihändler zu sehen. Er blickte nervös zu dem Einstiegsschacht, der von der unteren Polkuppe des Kugelraumers bis zum Boden reichte. Aber das Liftschott war geschlossen.

Hatte ihn Cryjonon belogen? Vielleicht wollte er ihn nur loswerden und hatte ihm deshalb versprochen, ihn auf diesen Flug mitzunehmen.

Nachdem weitere zehn Minuten vergangen waren, entschloss sich Michael, nicht mehr länger zu warten. Er wollte sich gerade dem Einstiegsschacht zuwenden, als er links von sich ein Geräusch wahrnahm. Es kam von der anderen Seite des Warenstapels, hinter dem er sich versteckte. Ohne zu zögern, verließ er seinen Platz und umrundete den Stapel.

Ein seltsamer Anblick bot sich ihm. Ein Mann mit einem breiten Schlapphut, Pluderhosen und Stulpenstiefeln, der dem 17. oder 18. Jahrhundert Terras entsprungen sein konnte, mühte sich mit einem anderen, reglos am Boden liegenden Mann in einer modernen Kombination ab.

Als der Freihändler (denn nur um einen solchen konnte es sich bei dem Mann mit der seltsamen Tracht handeln) Michael erblickte, sagte er vorwurfsvoll: »Stehen Sie nicht so herum, sondern helfen Sie mir lieber, diesen Schnüffler von hier fortzuschaffen.«

Michael nahm den Bewusstlosen an den Beinen, und mit vereinten Kräften legten sie ihn auf einen zwei Meter hohen Stapel aus Fellballen, der gleich darauf vom Kran zum nächsten Lastengleiter gehievt wurde.

»Was ist das für einer?« erkundigte sich Michael bei dem Freihändler.

»Bestimmt ein USO-Agent«, antwortete der Freihändler. »Und ich bin Edelmann Rogga Amadin. Fürst Cryjonon hat mich geschickt, um Sie aufs Schiff zu holen. Leider musste ich Sie etwas zappeln lassen, weil es noch galt, Sie von Ihrem Schatten zu befreien.«

Michael folgte dem Mann in der ulkigen Verkleidung zum Einstiegsschacht der NYMPHE.

\*

Michael erlebte den Start des Freifahrerschiffes aus der Kommandozentrale mit. Obwohl die Startvorbereitungen, der Funkverkehr zwischen Kontrollturm des Raumhafens und Navigation und der Countdown nicht anders vor sich gingen als auf anderen Schiffen, so wurde Michael doch von einer seltsamen Erregung ergriffen. Auf dem Freifahrerschiff herrschte eine eigene Atmosphäre, die ihn sogleich in ihren Bann schlug. Der besondere Grund, warum ihm die Männer in den farbenprächtigen Kostümen sofort sympathisch waren, lag darin, dass sie ihn vom ersten Augenblick als ihresgleichen behandelten. Keiner von ihnen erwähnte auch nur mit einem Wort, dass er Perry Rhodans Sohn war. Sie nannten ihn alle Mike, oder »Bauer Michael« — was keineswegs diskriminierend gemeint war.

»Bauer Michael« fühlte sich in seiner neuen Umgebung recht wohl.

Nachdem die NYMPHE von Umtar gestartet war, wurde er von »Fürst« Cryjonon in dessen »Gemächer« eingeladen, wohin sich auch sämtliche »Edelleute« begaben. Cryjonon trug eine spanische Tracht des terranischen 16. Jahrhunderts: auf dem Kopf ein Barett mit einer etwas zu groß geratenen Feder, der Oberkörper steckte in einem roten Wams, über seine Schultern hing ein kurzer, bis zum Ende der gepolsterten Oberschenkelhose reichender Mantel. Die muskulösen Beine waren nur mit einer dünnen, schneeweißen Strumpfhose bekleidet. Seine einzige sichtbare Waffe war ein mit Edelsteinen verzierter Dolch. Später erfuhr Michael, dass es dieser so ungefährlich wirkende Dolch in sich hatte.

Die Klinge bestand aus Terkonitstahl und konnte, nach dem Prinzip des Vibratormessers, widerstandsfähige Materialien wie Butter durchschneiden. Außerdem war diese Klinge zugleich der Lauf eines Strahlers, die Ausschussöffnung befand sich in der Dolchspitze, der

Abzug in der Griffstange; der Griff selbst war hohl und enthielt ein recht ansehnliches Arsenal an Miniaturwaffen.

In Cryjonons Gemächern fanden sich acht weitere Männer in antiken Kostümen ein. Sie waren ausnahmslos Schiffsoffiziere. Einen von ihnen hatte Michael bereits kennengelernt — Edelmann Rogga Amadin, seines Zeichens Erster Offizier. Die Namen und Funktionen der anderen merkte sich Michael nicht sofort, denn er war viel zusehr von der Farbenpracht ihrer Kostüme geblendet, die aus der Zeit um 1400 n. Chr. bis hinauf zum Biedermeier reichten. Das Verblüffendste daran war, dass diese Männer keineswegs wie Narren aussahen, die zeit ihres Lebens nichts anderes getragen hatten. Allerdings war ihre Sprache keineswegs antiquiert. Sie bedienten sich bei dieser Besprechung nicht einmal jener geschraubten Redewendungen, für die sie bei anderer Gelegenheiten eine so große Vorliebe zeigten. Einer der Edelmannen stach Michael besonders ins Auge. Er hatte einen weiten Mantel aus dunklem Wollstoff umgehängt, der recht seltsame Stickereien auf wies: statt Ornamenten zierte ihn nämlich magische Figuren, Drudenfüße und mystische Formeln. Seinen Kopf zierte eine Haube, die oben spitz zulief und hinter den Ohren wie ein Schwalbenschwanz wegstand. Das lange, graue, fettige, pomadisierte Haar hing ihm fast bis zur Gürtellinie über die Schulter. Er wirkte so geheimnisvoll und furchterregend wie ein mittelalterlicher Giftmacher. Er wurde »Magister« genannt und war der Bordarzt.

Michael hoffte, dass er nicht in die Lage kam, von ihm behandelt zu werden. Denn ihm genügte allein der Anblick des Magisters, um innerlich zu erschauern.

Cryjonon erklärte in seiner Einleitungsrede, dass es sich hier um eine außergewöhnliche Sitzung handle, bei der nicht ihre eigenen Absichten und Ziele erörtert werden sollten, sondern einzig Michaels Problem. Dann forderte er »Bauer Michael« auf, darzulegen, warum er nach Ternillon wolle.

Michael erzählte von Slim Buru und von seiner Erfindung, dem Cyto-Exkret-Katalysator, von Jeffersons Interesse daran und erklärte die Art und Weise, wie Jefferson Slim und die anderen Schüler des Ezialismus für sich gewonnen hatte.

Nachdem Michael geendet hatte, sagte Cryjonon: »Es ist klar, was sich Jefferson davon verspricht. Er möchte die vielversprechenden Talente in seinen wissenschaftlichen Stab aufnehmen, in der Hoffnung, eines Tages aus ihren Entdeckungen Kapital zu schlagen, oder mit Hilfe der Erfindungen seine Macht auszubauen. Da mit Jefferson auch die Macht der Springer wächst, müssen wir unbedingt eingreifen. Wenn wir es schon nicht tun, um die Galaxis vor einem Chaos zu bewahren, so immerhin deshalb, damit die Springer nicht zu stark werden und uns von unserer mühsam erkämpften Position verdrängen. Deshalb schlage ich vor, dass wir Mikes Problem als das unsere anerkennen und ihn bei der Befreiung seines Freundes unterstützen.«

Keiner der Edelleute erhob Einspruch. Nur der Magister — er hieß Jain — wandte sich mit einer Frage an Michael: »Was ist unter diesem Cyto-Exkret-Katalysator zu verstehen?« »Slim erklärte mir«, antwortete Michael, »das die von den Zellen erzeugten Exkrete nicht vollkommen abgestoßen würden und so maßgeblich am Absterben der Zellen schuld seien. Mit dem Cyto-Exkret-Katalysator kann er angeblich die Exkretspuren aus den Zellen entfernen und ihre Lebensdauer verlängern.«

Magister Jain lächelte wissend. »Jefferson erhofft sich dadurch wahrscheinlich eine Art Unsterblichkeit. Natürlich ist er kein solcher Narr, um die Erkenntnisse eines Studenten als feststehenden Lehrsatz anzuerkennen. Er weiß, dass es sich um Theorie handelt, aber er hat zumindest die Hoffnung, dass die Praxis nicht viel davon abweicht.«

»Und was halten Sie von Slims Erfindung, Magister Jain?« erkundigte sich Michael.

»Sie hört sich nicht schlecht an«, antwortete der Bordarzt. »Ich muss mich aber noch eingehender damit beschäftigen, um herauszufinden, welchen Pferdefuß die Sache hat.«

»Sie zweifeln von vornherein am Erfolg von Slims Arbeit«, sagte Michael vorwurfsvoll.

»Warum?«

Der Bordarzt lächelte geheimnisvoll. »Ich habe in meiner langjährigen Tätigkeit als Arzt und Forscher einen fast untrüglichen Instinkt entwickelt, und dieser sagt mir, dass man den Alterungsprozess des Menschen nicht allein auf nicht ausgeschiedene Exkrete abwälzen kann. Diese Erkenntnis ziehe ich, nicht zuletzt, auch aus meinen Kenntnissen über die Zellforschung. Ich möchte damit nicht über die Fähigkeiten Ihres Freundes urteilen. Vielleicht ist er ein Genie, wer weiß. Aber ich erinnere mich eines Genies namens Leonardo da Vinci. Dieser begabte Mann konstruierte eine Flugmaschine, lange bevor der Mensch das Flugzeug erfand. Vincis Flugapparat konnte nicht funktionieren, denn er wollte, dass damit der Mensch den Vogelflug kopieren solle. Warum ich da Vinci erwähne? Nun, Ihr Freund erinnert mich in diesem Augenblick an ihn. Beide wollten etwas schaffen, wofür ihnen einfach die grundsätzlichen Voraussetzungen fehlten. Damals war der Mensch wissenschaftlich noch nicht reif, zu fliegen. Heute ist der Mensch noch nicht reif für die Unsterblichkeit. Sie verstehen mich?«

Michael nickte. Trotzdem sagte er: »Aber es wäre möglich, dass gerade Slim jener Mann ist, der der Menschheit die nötige wissenschaftliche Reife für die Unsterblichkeit bringt.« Der Bordarzt zuckte die Achseln. »Biologische Experimente können sehr gefährlich sein, besonders, wenn sie von Laien vorgenommen werden.«

Damit war das Thema beendet. Kurz darauf wurde die außergewöhnliche Offiziersbesprechung beendet, nachdem Cryjonon nochmals klargelegt hatte, aus welchen Gründen sie nach Ternillon flogen.

Erstens sollte die RENAISSANCE zurückerobert werden, zweitens sollten Slim und die anderen Studenten befreit werden, sofern sie nicht freiwillig bleiben wollten, und drittens sollten möglichst viele der technischen Verteidigungs- und der wissenschaftlichen Forschungsanlagen zerstört werden. Welchem besonderen Zweck letzteres diene, erfuhr Michael nicht. Aber er ahnte, dass es mehr als bloße Freude am Zerstören war, und deshalb glaubte er, dass es noch einige Punkte gab, in die ihn die Freifahrer nicht einweihten.

\*

Fünf Tage später erreichte die NYMPHE das System von Launis Stern. In dieser Zeit hatte sich Michael mit einigen Freihändlern angefreundet. Nach Anfir Cryjonon stand ihm Rogga Amadin am nächsten. Der Erste Offizier hatte ihm, neben einigen allgemeinen Daten über die Freifahrer, auch einiges über das Goldene Imperium mitgeteilt, was er bislang nicht gewusst hatte.

Nach Amadins Aussage stimmte es tatsächlich, dass Samantha die Herrscherin des Goldenen Imperiums war.

»Aber sie befindet sich doch in Jeffersons Hand«, gab Michael zu bedenken. »Sie ist seine Gefangene.«

»Das stimmt, Jefferson zieht die Fäden«, sagte Amadin. »Aber ohne das Mädchen ist er nichts. Zwischen den beiden besteht ein seltsames Abhängigkeitsverhältnis. Lorelei kann ohne Jefferson nicht sein, weil er der einzige Mensch ist, den sie hat — oder zu haben glaubt. Jefferson wieder braucht Lorelei wegen ihrer besonderen Begabung. Man sagt, sie besitze ein >drittes Auge<, mit dem sie in die Zukunft blicken könne.«

»Das kann ich mir nicht vorstellen«, meinte Michael. »Wenn sie die Zukunft kennt, warum lässt sie sich dann mit

Jefferson ein? Sie müsste dann erkennen, dass sie mit ihm eine schlechte Wahl getroffen hat.« Darauf wusste Amadin nichts zu sagen. Aber er blieb bei seiner Meinung, dass Jefferson nur durch Loreleis Unterstützung mächtig werden konnte. Natürlich war der Erste Offizier in diesen Fragen nicht so kompetent wie zum Beispiel Anfir Cryjonon.

Über das Goldene Imperium und über den Planeten Ternillon wusste der Erste Offizier der NYMPHE mehr zu berichten. Er hatte das System von Launis Stern schon einmal vor zehn

Jahren angeflogen. Das war ein Jahr nachdem die Freihändler entdeckt hatten, dass der dritte Planet bewohnt war. Sie benannten diese Welt nach ihrem Entdecker, Freifahrerfürst Ternillon.

»Die Eingeborenen von Ternillon sind friedfertige Geschöpfe«, erzählte Amadin. »In ihrem Äußeren gleichen sie dem Menschen in vielen Punkten, und auch geistig ist eine so große Verwandtschaft festzustellen, dass man annehmen kann, es handelt sich hier um Nachkommen von gestrandeten Raumfahrern der Menschen. Allerdings müsste es sich dabei um Mitglieder der Ersten Menschheit gehandelt haben.

Als die ersten Freihändler auf Ternillon landeten und Handelsbeziehungen zu den Eingeborenen aufnahmen, waren sie äußerst friedfertig. Aber bald darauf kam es zu den ersten Gewalttätigkeiten. Es stellte sich heraus, dass die Springer ebenfalls auf diese Welt gestoßen waren und die Eingeborenen gegen uns aufhetzten. Die Springer zeigten ihnen, wie man aus den Sikza-Blüten, einer Pflanze, die auf Ternillon wie Unkraut wächst, Rauschgift gewinnen kann. Nun steht zu befürchten, dass dieses ganze Volk dem Rauschgift verfällt und daran zugrunde geht. Auch das ist ein Grund, warum wir uns in diesem Maße für Ternillon einsetzen. Wir haben unter den Eingeborenen immer noch einige Verbündete. Ein halbes Dutzend Stammesführer haben erkannt, welche verheerende Wirkung das Rauschgift besitzt und stellen sich geschlossen hinter uns und gegen die Springer und gegen jene Eingeborenen, die den Sikza-Kult gegründet haben.

Es kam zu schweren Kämpfen, in die sich sowohl die Springer als auch wir nicht direkt einmischten. Wir hatten mit den Galaktischen Händlern ein Abkommen getroffen, wonach die Entscheidung, mit welcher Gruppe sie Handel betreiben würden, den Eingeborenen selbst überlassen werden sollte. Der Kampf auf Ternillon war ausgeglichen, bis vor eineinhalb Jahren Burkin Jefferson eintraf. Wir wissen nicht, wie er die Springer überredete, seine Pläne zu unterstützen. Feststeht nur, dass zwei Monate nach Jeffersons Eintreffen eine große Flotte von Walzenschiffen im System von Launis Stern erschien und dass die Springer den Planeten okkupierten. Bald nach der Eroberung wurde das Goldene Imperium gegründet. Jeffersons Frau wurde zur Kaiserin ausgerufen.

Der Sikza-Kult, dem zwei Drittel aller Eingeborenen angehören, unterwarf sich voll und ganz den neuen Gegebenheiten, so dass wir Freihändler rechtlich nicht gegen das Goldene Imperium vorgehen konnten. Natürlich wären wir in der Lage gewesen, ebenfalls eine große Flotte in das System von Launis Stern zu bringen. Aber wir wollten es nicht zu einer Raumschlacht kommen lassen. Deshalb versuchten wir nur, den Eingeborenen ihre Freiheit durch den Kampf im Untergrund zurückzugeben. Anfir Cryjonon leitete die Untergrundbewegung. Eines Tages aber wurde er von den Springern gefangengenommen, und ich wurde eingesetzt, um ihn zu befreien.«

»Dann ist die NYMPHE Ihr Schiff?« fragte Michael.

»Sie war es bis zu dein Zeitpunkt, da Cryjonons Befreiung gelang«, antwortete Amadin.

»Dann übertrug sich das Kommando automatisch auf ihn. Als er befahl, nach Umtar zu fliegen, musste ich mich fügen.«

»Sie waren mit dieser Anordnung demnach nicht einverstanden?« sagte Michael. »Warum nicht?«

»Fürst Cryjonon glaubte, das Goldene Imperium stehe und falle mit seiner Kaiserin. Er war der Meinung, durch Loreleis Tod würde sich auch das Imperium auflösen. Er hatte während seiner Gefangenschaft auf Ternillon von Jeffersons Absicht, auf Talentsuche nach Umtar zu gehen, gehört. Deshalb konnte ihn nichts davon abbringen, ebenfalls Umtar anzufliiegen.«

Michaels Gesicht verhärtete sich. »Cryjonon wollte Lorelei also tatsächlich umbringen. Professor Farkas hat nicht gelogen.«

»Es stimmt«, gab Amadin zu, »zuerst wollte er das Mädchen einfach beseitigen. Doch dann überlegte er es sich. Ich weiß nicht genau, warum er sein Vorhaben im entscheidenden Augenblick nicht ausführte. Aber ich glaube, dass er aus Mitleid vor einem Mord

zurückschreckte. Er sagte, dass er es nicht über sich brächte, ein Geschöpf, das innerlich rein und unbescholten sei und nur für dunkle Zwecke missbraucht wurde, kaltblütig zu töten. Es ist mir unerklärlich, wieso er mit diesem Mädchen plötzlich Mitleid hatte, obwohl er davon überzeugt war, dass es die Möglichkeit besitzt, einen riesigen Brand in der Galaxis zu entfachen.«

»Das kann nur der verstehen, der Lorelei kennt«, murmelte Michael. Es stimmte schon: Egal was sie auch tat, sie blieb rein und unschuldig. Aber das konnte man niemandem erklären, der Lorelei flicht persönlich kannte ...

Als die NYMPHE nach fünftägiger Reise im Raum der Sonne Launis aus dem Linearraum fiel, meldete die Ortungszentrale die Anwesenheit von zweihundert Walzenraumschiffen der Springer. Die NYMPHE ging sofort in den Ortungsschutz der Sonne und schleuste ein Beiboot mit einer zehnköpfigen Besatzung aus. Zu diesen zehn Männern gehörten Anfir Cryjonon, Michael Rhodan und Magister Jain.

Michael war sehr nachdenklich, während das dreißig Meter durchmessende Beiboot auf der Nachtseite des Planeten Ternillon Landungsmanöver flog. In seinem Geist wiederhallten noch die Worte, die Cryjonon seinem Ersten Offizier zum Abschied gesagt hatte:

»Sie wissen, was Sie zu tun haben, Edelmann Amadin. Wenn es zu einer Raumschlacht kommt und die Springer als die Sieger daraus hervorgehen, dann rufen Sie die bereitstehende Hilfsflotte herbei.«

Michael konnte sich keinen Reim darauf machen.

13

Michael musste bald einsehen, dass er trotz Amadins Erläuterungen noch sehr wenig über die Eingeborenen von Ternillon, den Planeten und das Goldene Imperium wusste.

Das Beiboot war in einer Siedlung jener Eingeborenen gelandet, die auf der Seite der Freihändler standen. Hier begegnete er zum erstenmal einem von ihnen und konnte feststellen, dass die Menschen dieser Welt sich in ihrem Aussehen kaum von den Terranern unterschieden. Ihre Haare waren zumeist schwarz bis dunkelbraun, die Kleider reichten bei Männern und Frauen gleichermaßen bis zum Boden und waren in der Regel reichlich verziert. Einer Seltsamkeit begegnete Michael hier, die er noch bei keinem anderen Volk angetroffen hatte. Die Männer verschleierten bei manchen Gelegenheiten ihre Gesichter — sie taten es, wenn sie auf Brautwerbung gingen, wenn sie geheiligte Orte aufsuchten, oder wenn sie Tauschgeschäfte tätigten. Die Eingeborenen besaßen selbst keine Währung, und auf Ternillon waren nur Jens Banknoten in Umlauf, die das Goldene Imperium herausgegeben hatte. Aber diese wurden nur von den Mitgliedern des Sikza-Kultes anerkannt, und selbst von diesen nur äußerst widerwillig.

Cryjonon verhandelte mit dem Stadtältesten fast eine Norm-Stunde lang über die Überlassung von Kleidung für sich und seine Männer. Dann erst wurde der Tauschhandel perfekt.

Der Freihändlerfürst stöhnte: »Der Alte war ein harter Brocken. Für einen Haufen alter Hadern luchste er mir eins ganze Tonne Insektizide ab. Da soll noch einer sagen, wir Freihändler hauen unsere Handelspartner übers Ohr.«

»Wofür brauchen die Eingeborenen diese Menge Insektizide?« erkundigte sich Michael.

Cryjonon wies auf den Berg von Kleidungsstücken, den zwei Eingeborene vor ihnen abgeladen hatten. »Ziehen Sie das erst einmal an, Bauer Mike, dann wissen Sie Bescheid.«

Zehn Minuten später war Michael alles klar. Nachdem er die Unterkleidung angezogen hatte und in die bodenlange Kutte mit der angenähten Kapuze geschlüpft war, begann es ihn plötzlich überall zu jucken. Da Cryjonon jedoch vorgesorgt und genügend

Insektenvertilgungsmittel behalten hatte, wurde er bald von seiner Qual erlöst. Dennoch fühlte

er sich in der ungewohnten Kleidung nicht recht wohl.

»Wir haben Glück«, erklärte Cryjonon seinen Männern. »Die Dulgas, so nennen sich die Angehörigen dieses Stammes, bringen heute gefangene Sektenmitglieder nach Ternillon-Palast, um sie gegen ihre eigenen Leute auszutauschen, die von den Sikzas gefangen wurden. Dieser Gruppe können wir uns anschließen und so unbemerkt in die Hauptstadt des Goldenen Imperiums eindringen. Dann werden wir weitersehen.«

Cryjonon schickte drei seiner Leute zum Beiboot zurück, um Waffen zu holen. Als der Morgen graute, waren sie zurück, jeder der Freihändler, Michael eingeschlossen, bekam eine kleine, aber wirkungsvolle Strahlenpistole und fünf Sprengkapseln, von denen jede die zehnfache Wirkung einer altertümlichen Handgranate besaß.

»Aber nur im äußersten Notfall anwenden«, prägte Cryjonon seinen Männern ein. »Dasselbe gilt auch für die Strahler. Vergesst nicht, wir sind Kinder dieser Welt. Da wir, so wie alle anderen, unsere Gesichter während des Gefangenentransportes verhüllen, verringert sich die Gefahr, erkannt zu werden. Es kommt uns auch zugute, dass wir als Dulgas verschworene Feinde der Sikzas sind und deshalb nicht mit ihnen zu sprechen brauchen.«

Nicht viel später setzte sich der Gefangenentransport in Bewegung, die Freihändler schlossen sich an. Jeder von ihnen trug, wie die Wachtposten der Dulgas, eine Art Armbrust — obwohl sie im Ernstfall kaum damit hätten umgehen können.

\*

Am Abend erreichte die Kolonne die ehemalige Handelsniederlassung der Springer, die nun die Hauptstadt von Ternillon war — und somit die des Goldenen Imperiums.

Michael war einigermaßen enttäuscht von der Hauptstadt des Goldenen Imperiums, obwohl er hätte vorbereitet sein müssen. Ursprünglich hatte er sich eine riesige moderne Metropole vorgestellt. Nach der Landung auf Ternillon hatte er seine Erwartungen zurückgeschraubt — und jetzt war er trotzdem enttäuscht.

Die Stadt besaß zwar einen Durchmesser von zehn Kilometern, und ebensogroß war auch der Raumhafen. Aber der Großteil der Gebäude war von den Eingeborenen erbaut worden. Nur im Zentrum stand das bunkerartige Bauwerk der Springer, das in einen Palast umfunktioniert worden war. Daran grenzten noch einige langgestreckte Gebäude, wahrscheinlich nachträglich angebaut, in denen sich die technischen Anlagen und die Laboratorien für die Forscher befanden.

Auf dem riesigen Raumhafen, dessen Landefläche aus glasiertem Gestein bestand, verloren sich vier Walzenschiffe der Springer und fünf Kugelraumer mittlerer Größe, darunter auch Cryjonons ehemaliges Schiff, die RENAISSANCE.

»Das ist das Goldene Imperium?« wunderte sich Michael.

»Das Goldene Imperium ist mehr eine Idee, ein Reich der Zukunft«, erklärte Cryjonon. »Aber so unscheinbar dieses Reich heute noch scheint, so gefährlich ist es schon. Morgen bereits kann es eine ungeahnte Ausdehnung besitzen.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Das werden Sie noch«, versicherte Cryjonon. »Aber hoffentlich erleben Sie nicht, wie diese Idee Wirklichkeit wird. Wir Freihändler werden versuchen, die Realisierung von Jeffersons Plänen zu verhindern.«

Michael schüttelte verständnislos den Kopf. »Wieso Jeffersons Pläne? Ich dachte, Sie seien der Meinung, die ganze Gefahr, die das Goldene Imperium darstellt, gehe von Lorelei aus. Sagten Sie nicht immer, sie sei der Kopf der Schlange?«

»Lorelei ist gefährlich, weil sie das Wissen um die Macht besitzt«, antwortete Cryjonon. »Sie gibt Jefferson Daten, und er wertet sie aus.«

»Welche Daten?«

Cryjonon winkte ab, was bedeutete, dass jetzt nicht der Zeitpunkt für lange Erklärungen war.

»Von nun an müssen wir vorsichtig sein«, sagte der Freifahrerfürst abschließend. Der Gefangenentransport kam an das zehn Meter hohe Holztor in der Stadtmauer. Es stand offen, wurde jedoch von Sikzas bewacht, die mit Lanzen und Krummsäbeln bewaffnet waren. Ihren scharfen Augen entging nichts, sie beobachteten jeden, der die Stadt verließ oder sie betreten wollte. Eine Eskorte von zwanzig Mann stand bereit und empfing den Gefangenentransport der Dulgaz. Es wurde kein Wort zwischen den beiden verfeindeten Eingeborenenvölkern gewechselt.

Die Sikza-Soldaten formierten sich zu einer Viererreihe und setzten sich an der Spitze des Gefangenentransportes in Marsch, überall in den Straßen bildete sich ein Spalier von Schaulustigen, die die Dulgaz beschimpften und ihren fünfzig aneinandergelinkten Stammesgenossen aufmunternde Worte zuriefen. Die Dulgaz ließen die Beschimpfungen der Stadtbewohner unbewegt über sich ergehen. Aber sie hielten ihre Armbrüste schussbereit.

»Wohin, geht es?« erkundigte sich Michael flüsternd bei Cryjonon.

»Zum Palast«, runte der Freifahrerfürst. »Dort wird das Palaver um den Austausch der Gefangenen losgehen. Das kann sich Stunden dahinziehen. In der Zwischenzeit werden wir versuchen, in den Palast einzudringen.«

»Und dann?«

»Wir werden sehen«, wich Cryjonon aus.

Michael konnte sich nicht vorstellen, dass der Freifahrerfürst noch keinen Plan für ihr weiteres Vorgehen ausgearbeitet hatte. Obwohl Cryjonon ein Draufgänger zu sein schien, konnte er unmöglich so leichtfertig sein und sich in die Höhle des Löwen wagen, ohne den Rückzug gesichert zu haben. Die natürlichste Schlussfolgerung wäre gewesen, nach erfolgreicher Aktion die NYMPHE zum Einsatz zu bringen. Aber das war nun nicht mehr möglich, denn das Freifahrerschiff befand sich im Ortungsschutz der Sonne und konnte durch Funk nicht herangerufen werden. Baute Cryjonon auf eine wundersame Rettung? Und da war noch etwas anderes — welchen Erfolg erhoffte er sich von dieser Aktion? Mit nur zehn Mann würde er hier nicht viel ausrichten können. Selbst wenn es ihnen gelang, bis zu den Laboratorien vorzudringen, so hatten sie dadurch immer noch nichts erreicht. Michael gefiel die ganze Angelegenheit nicht, sie schien ihm zu waghalsig.

Er wandte sich an Magister Jain, der rechts von ihm ging.

»Meinen Sie nicht, dass Cryjonon etwas zu unvorsichtig vorgegangen ist?« fragte er ihn.

»Nicht, wenn seine Wahrscheinlichkeitsberechnung aufgeht«, murmelte der Bordarzt der NYMPHE.

»Welche Wahrscheinlichkeitsberechnung?«

Michael erhielt keine Antwort.

Er wurde ärgerlich. Die Geheimniskrämerei der Freifahrer ließ ein Gefühl des Unbehagens in ihm aufkommen.

Andererseits beruhigte es ihn keineswegs, dass sie sich so siegessicher gaben. Sie waren gut eine Stunde durch die Stadt marschiert, und die Dämmerung war der Nacht gewichen, als sie endlich den Park erreichten, der den kaiserlichen Palast umgab. Die Eskorte von zwanzig Sikza-Soldaten wartete, bis die Energiebarriere an einer Stelle erlosch, dann setzten sie sich wieder in Bewegung und betraten den Park. Die Dulgaz folgten ihnen mit ihren Gefangenen.

Zweihundert Meter weiter wurden sie von einer Abteilung Sikzas erwartet, die ihrerseits gefangene Dulgaz bei sich hatten.

»Mike, Sie und Magister Jain kommen mit mir«, sagte Cryjonon und sprang im gleichen Augenblick seitlich in die Büsche.

Michael zögerte nur einen Augenblick. Er überzeugte sich davon, dass die Sikzas ihn nicht sehen konnten, dann folgte er dem Freifahrerfürsten. Der Bordarzt der NYMPHE folgte ihm auf den Fuß.

Cryjonon erwartete sie.

»Bleibt immer bei mir«, trug er ihnen auf. »Wir müssen versuchen, unbemerkt in den Palast einzudringen und bis zu den Laboratorien vorzustoßen. Nur wenn uns das gelingt, können wir erfolgreich sein.«

»Was können wir drei schon ausrichten«, warf Michael ein.

Cryjonon grinste. »Zumindest Verwirrung stiften.«

»Damit wollen Sie sich zufrieden geben?« staunte Michael. »Und was wird aus unserem Plan, meinen Freund und die anderen Studenten zu befreien?«

Cryjonon winkte unwirsch ab. »Ich habe doch gesagt, dass wir zu den Laboratorien vordringen werden.«

»Aber mir ist immer noch nicht klar, wie wir drei Slim und den anderen helfen können.«

»Lassen Sie sich überraschen, Bauer Mike«, sagte Cryjonon. »Jetzt müssen wir erst einmal trachten, in den Palast zu kommen. Das wird nicht besonders schwierig sein. Denn als ich hier ein Gefangener war, habe ich mich eingehend umgesehen. Ich habe mir alle Korridore und Räumlichkeiten eingepägt, außerdem kenne ich so ziemlich alle Alarmanlagen und die Positionen der Wachtposten. Es sind nicht viele, den Jefferson wähnt sich durch die nahe Springer-Flotte so sicher, dass er auf Sicherheitsmaßnahmen in seinem nächsten Bereich verzichtet hat. — Folgt mir! Und keine unnötigen Worte!«

\*

Das komplexe Bauwerk der ehemaligen Handelsniederlassung der Springer besaß neben dem Haupteingang noch eine Menge Nebeneingänge. Sie waren in den seltensten Fällen von Soldaten bewacht, sondern besaßen Warnanlagen und elektronische Sicherheitsschlösser. Wer den Code dieser Schlösser nicht kannte, konnte hier nicht unbemerkt eindringen. Aber Cryjonon sagte, dass er während seiner Gefangenschaft einen der unbewachten Eingänge unter seine Kontrolle gebracht hatte und ihn jederzeit betreten könne. Um ihn zu erreichen, mussten sie jedoch noch einige hundert Meter zurücklegen.

»Hoffentlich bemerkt man unser Verschwinden nicht«, meinte Magister Jain, während sie sich durch den Park schlugen.

»Still«, befahl Cryjonon und hielt an. Sie hatten die innere Abgrenzung des Parks erreicht und befanden sich zehn Meter von der Palastmauer entfernt. Cryjonon befahl dem Magister und Michael, beim Parkrand auf ihn zu warten und rannte mit katzenhaften Bewegungen auf das schmale Tor in der Mauer zu. Dann holte er eine Sonde aus seinem Umhang und führte sie in das Schloss ein. Es dauerte nur wenige Sekunden, bis das elektronische Schloss leise klickte und das Tor nach innen aufsprang.

Als Michael Cryjonons Handzeichen sah, sprang er aus seinem Versteck und legte die kurze Distanz zum Tor in schnellem Lauf zurück. Er sprang durch den Türspalt und fand sich gleich darauf in einem dunklen Korridor wieder. Nachdem auch Magister Jain eingetroffen war, drückte Cryjonon die Tür hinter sich ins Schloss.

»Mike, halten Sie sich an meinem Umhang fest«, raunte Cryjonon. »Sie, Magister klammern sich an Mikes Umhang, damit wir uns nicht verlieren. Wir werden uns bis zu den Laboratorien ausschließlich durch unbenutzte Teile des Palastes fortbewegen. Da es hier aber eine Menge von Alarmanlagen gibt, die auf Schall und auf Licht reagieren, habe ich erst keine Scheinwerfer mitgenommen. Von jetzt an muss auch strengstes Stillschweigen bewahrt werden. Tretet leise auf — und kein Wort mehr!«

Michael bekam den rauen Stoff von Cryjonons Umhang zu fassen und klammerte sich daran fest. Als er zwischen seinen Fingern einen merklichen Zug spürte, setzte er sich vorsichtig in Bewegung. Eine Weile gingen sie geradeaus, dann bog Cryjonon links ab und zog Michael mit sich. Wenige Meter später bogen sie wieder nach rechts ab, gingen in waagrechter Richtung geradeaus und kletterten dann über eine schmale Eisentreppe in die nächste Etage hinauf. Sie bewegten sich wieder in gerader Linie vorwärts, bogen einige Male nach links und

dann nach rechts ein und stiegen anschließend in die Tiefe. So schritten sie eine endlos scheinende Zeit dahin. Sie traten so leise auf, dass außer einem scharrenden Geräusch nichts zu hören war. Manchmal, wenn Cryjonon langsamer wurde, hielt Michael sogar den Atem an, um nur ja kein verräterisches Geräusch zu verursachen. Aber das fiel ihm mit jedem Schritt schwerer, denn dieses vorsichtige Dahintappen kostete mehr Kraft als ein Dauerlauf. Hinzu kam noch die ständige Furcht, durch eine unvorsichtige Bewegung ein Geräusch zu verursachen, das die Alarmanlage auslöste.

Michaels Nerven waren zum Zerreißen gespannt, seine Hände zitterten leicht, und er war schweißgebadet, als Cryjonon endlich anhielt und flüsterte:

»Jetzt haben wir das Schlimmste überstanden. Wir müssen nur noch ein kurzes Stück durch den bewohnten Teil des Palastes, dann haben wir die Laboratorien erreicht.«

»Sie tun so, als könnten wir von nun an einfach dahinspazieren, ohne Gefahr zu laufen, entdeckt zu werden.« Michael sagte es hauptsächlich deswegen, um nur etwas sprechen zu können.

»So ist es«, meinte Cryjonon belustigt. »Wir holen uns einfach Uniformen und tun so, als seien wir getreue Untertanen Ihrer Majestät der Kaiserin des Goldenen Imperiums. Nicht weit von dieser Stelle liegt ein Materialdepot, das nicht bewacht wird, weil es zwischen zwei Wachzimmern liegt. Dort werden wir uns einkleiden.«

Cryjonon machte eine Bewegung, die sich auf Michael übertrug, weil er sich immer noch an den Umhang des Freifahrerfürsten klammerte, gleich darauf glitt eine Schiebetür beiseite. Das einfallende Licht war so grell, dass Michael geblendet die Augen schließen musste. Als er sie wieder öffnete, blickte er in einen hellerleuchteten, aber menschenleeren Korridor. Von irgendwoher drangen gedämpfte Stimmen.

Cryjonon trat aus dem dunklen Raum, orientierte sich kurz und wandte sich dann zielstrebig einer von den vielen Türen zu. Als er die Tür erreichte, holte er die Sonde hervor und schob sie ins Schloss. Sekunden später sprang die Tür mit einem Klicken auf. Gleichzeitig ging das Licht in dem dahinterliegenden Raum an. Darin reihten sich lange Regale aneinander, in denen Waffen aller Art und jene blauen Uniformen mit den siebenzackigen Goldsternen auf der Brust gelagert waren.

»Sucht euch passende Uniformen aus und vertauscht die Strahlenwaffen mit Paralysatoren«, ordnete Cryjonon an.

\*

Michael fand bald eine Uniform, die ihm wie angegossen passte. Nachdem er auch einen Waffengürtel mit einem Paralyator umgeschnallt hatte, versteckte er seinen Umhang mitsamt dem abgelegten Strahler. Das hatte Cryjonon angeordnet.

»Wir müssen unsere Spuren so verwischen, dass unsere Anwesenheit möglichst lange unentdeckt bleibt«, meinte er. »Wer weiß, wie lange wir hier ausharren müssen.«

»Und wovon hängt es ab, wie lange wir bleiben?« fragte Michael, ohne allerdings eine Antwort zu erwarten. Tatsächlich erhielt er auch keine.

»Fertig«, stellte Magister Jain fest und hakte den Magnetverschluss des Gürtels zu. Er zog den Paralyator aus der Pistolentasche und wog ihn in der Hand. »Ich glaube nicht, dass ich gut damit umgehen kann.«

»Dann wollen wir hoffen, dass unser Schicksal nicht von Ihren Schießkünsten abhängen wird«, sagte Cryjonon trocken. »Los, gehen wir.«

Der Freifahrerfürst übernahm wieder die Spitze. Er trat mit gezogenem Paralyator auf den Korridor hinaus. Nachdem er festgestellt hatte, dass sich niemand in ihm aufhielt, winkte er den beiden anderen, ihm zu folgen.

»Bleibt immer hinter mir«, erklärte er ihnen. »Wenn wir zur Rede gestellt werden, lasst mich sprechen. Ich kenne die hier herrschenden Gepflogenheiten einigermaßen.«

Sie gingen den Korridor entlang, bis sie zu einem Antigravschacht kamen. Cryjonon hielt an, sah, dass die Schaltarmaturen das Besetzt-Zeichen zeigten und ging weiter bis zum nächsten Antigravlift. Er schaltete auf Aufwärts-Fahrt, dann sprang er in den Schacht. Michael und der Bordarzt der NYMPHE folgten ihm. Als sie zwei Etagen höher den Antigravlift verließen, heulte eine Sirene auf.

Jemand schrie: »Alarm!«

Cryjonon wurde blass, als plötzlich die Tür eines Bereitschaftsraumes aufgerissen wurde und drei Soldaten herausgerannt kamen. Der Freifahrerfürst hatte den Paralytator augenblicklich schussbereit in der Hand, ebenso Michael und der Magister. Aber die drei Soldaten schenkten ihnen überhaupt keine Beachtung.

»Der Alarm gilt nicht uns«, sagte Michael verblüfft.

Die drei sahen sich an.

»Was mag vorgefallen sein?« wunderte sich Magister Jain.

Cryjonon zuckte die Achseln. »Ich weiß es nicht. Könnte es etwa sein, dass die Schiffe der USO und der Solaren Flotte bereits eingetroffen sind?«

»Was sagen Sie da!« rief Michael.

»Sie haben richtig gehört, Mike«, sagte Cryjonon. »Als ich Ihnen in meinem Krankenzimmer die Position von Ternillon nannte, da wusste ich, dass die USO-Agenten das Gespräch belauschten. Lordadmiral Atlan weiß also Bescheid. Keine Frage, dass seine Schiffe, unterstützt von der Solaren Flotte, bald hier eintreffen werden. Aber ich hätte nicht gedacht, dass das schon so früh geschieht.«

»Es klingt auch wenig logisch, dass hier Alarm gegeben wird, wenn Schlachtschiffe in das Sonnensystem einfliegen«, stimmte Michael zu. »Da unser Eindringen ebenfalls nicht den Alarm ausgelöst hat, muss etwas anderes vorgefallen sein.«

Gleich darauf erfuhren sie, um welche Art Vorfall es sich handelte. Das heißt, sie erkannten nicht, was eigentlich vor sich ging, aber sie erblickten denjenigen, der den Alarm ausgelöst haben musste.

Aus einem Seitenkorridor taumelte ein menschenähnliches Wesen, das einen Soldaten vor sich hertrieb. Der Soldat stolperte und kam zu Fall. Der Halbmann stieß unartikulierte Laute aus, hob ihn auf und schmetterte ihn gegen die Wand.

»Das . . . das . . .«, stammelte Michael.

»Das war einmal ein Mensch«, vollendete der Bordarzt der NYMPHE den Satz, hob den Paralytator und streckte den Halbmann mit einem breitgefächerten Strahl nieder. Der monströse Körper bäumte sich auf, zuckte einige Male und fiel dann leblos in sich zusammen.

»Das habe ich befürchtet«, sagte Magister Jain und blickte auf das hingestreckte Wesen, das einmal ein Mann gewesen war und nun durch riesige unförmige Auswüchse und Geschwülste verunstaltet war.

14

»Nein, das kann ich nicht verantworten!«

Slim Buru wurde blass, als ihm der Leiter der Forschungsstation die Nachricht überbrachte. Slim hatte sich nach den ersten drei Tagen auf Ternillon gut in seine neue Umgebung eingelebt. Es machte ihm nun beinahe nichts mehr aus, dass er nicht ganz freiwillig hier hergebracht worden war. Man hatte ihm einen ausreichend großen Arbeitsraum innerhalb des Kollektivlaboratoriums zugeteilt und ihm ausreichend technische Unterstützung gewährt. Das wog alles andere auf. Drei Tage lang hatte man ihn ungestört seine Experimente mit dem Cyto-Exkret-Katalysator betreiben lassen, ohne ihm ein einzigesmal in seine Arbeit dreinzureden. Und nun kam Dorken Adgin mit diesem Auftrag.

»Ich kann es nicht tun«, beharrte Slim auf seinem Standpunkt. »Meine Tierversuche sind noch lange nicht abgeschlossen. Es wäre unverantwortlich, sie einfach zu überspringen. Ich muss zumindest noch die Versuchsreihe weiterführen, bis ich weiß, inwieweit sich meine Theorien bewahrheiten. Das kann noch zwei Monate dauern.«

»Sie werden den Befehl des Generalgouverneurs befolgen !«

»Das kann ich nicht verantworten«, sagte Slim wieder. »Ich muss die Versuche weiterführen, bevor ich an die praktische Anwendung des Cyto-Exkret-Katalysators gehen kann.«

Dorken Adgin lächelte schmierig. »Aber natürlich sollen Sie Ihre Experimente weiterführen. Nur werden Sie von nun an nicht mehr mit Tieren experimentieren, sondern mit Menschen. Das bringt Sie in Ihrer Arbeit sicherlich einen Riesenschritt weiter.«

»Das ist unmenschlich! Ich weiß noch nicht einmal welche Folgen . . .«

Der Leiter der Forschungsstation winkte ab. »Sie brauchen keine Gewissensbisse zu haben, Slim. Alle zwanzig Männer, die Ihnen für die Experimente zugeteilt wurden, haben sich freiwillig gemeldet. Die Männer reißen sich förmlich darum, sich von Ihrer Maschine unsterblich machen zu lassen.«

»Aber es ist noch nicht einmal erwiesen, dass es funktioniert«, gab Slim zu bedenken.

»Das brauchen Sie den Männern nicht auf die Nase zu binden«, sagte Dorken Adgin mit gefährlich ruhiger Stimme. »Oder sind Sie anderer Meinung?«

»Allerdings . . .«

Weiter kam Slim nicht. Der Strahl aus Adgins Paralytator traf ihn ins Gesicht und paralytierte ihn augenblicklich. Als Slim zehn Stunden später erwachte, hatte er den Vorfall vergessen und war der Meinung, dass er geschlafen habe. Man hatte diesen Teil seines Gedächtnisses gelöscht und ihm dafür einen posthypnotischen Befehl gegeben: Nun war Slim ganz versessen darauf, seinen Cyto-Exkret-Katalysator am menschlichen Objekt auszuprobieren!

\*

Slim wusste von der Gefährlichkeit seines Experimentes, aber er war fest entschlossen, seinen Versuchspersonen nichts davon zu sagen.

Die erste Versuchsperson war ein Springer aus Jeffersons Garde namens Kartys.

»Sehr vertrauenerweckend sieht das Ding nicht aus«, meinte er etwas unsicher und deutete auf den Cyto-Exkret-Katalysator.

Slim blieb ernst. »Nehmen Sie auf dem Stuhl am oberen Ende des Decks Platz. Ich setze mich an dieses Ende.«

Nachdem Kartys die Anordnung befolgt und Slim einige Schaltungen vorgenommen hatte, richteten sich verschiedenartigste Röhren aus Glas und Metall wie Waffenmündungen gegen den Springer und rotierten vor ihm um einen gemeinsamen Mittelpunkt.

»Was verpassen Sie mir da?« erkundigte sich Kartys.

»Harmlose Strahlung«, erklärte Slim, ohne ein Auge von seinen Instrumenten zu lassen. »Es handelt sich um ein gutes Dutzend verschiedene Strahlungen, denen unterschiedliche Aufgaben zukommen. Ich will Ihnen nicht verheimlichen, dass auch radioaktive Strahlung darunter ist. Aber Sie können unbesorgt sein, sie ist so gering dosiert, dass sie Ihnen nichts anhaben kann.«

»Das beruhigt mich«, sagte der Springer mit nervösem Lächeln.

Nach drei Minuten wurde er von Slim entlassen. Draußen auf dem Korridor sagte Kartys zu seinen wartenden Kameraden :

»Man spürt nicht das Geringste — es juckt nicht einmal. Hätte nie geglaubt, dass es so einfach ist, unsterblich zu werden.«

Am nächsten Tag verdoppelte Slim die Bestrahlungsdauer auf sechs Minuten. Dabei blieb es auch in den folgenden Tagen. Slim verstärkte die Bestrahlung nicht, noch setzte er seine zwanzig Versuchspersonen ihr länger als sechs Minuten aus.

Nach vier Tagen erkundigte sich Kartys: »Was tun Sie eigentlich mit mir?«

»Ich bringe die Exkrete in Ihren Zellen zur Auflösung«, antwortete Slim zuvorkommend.

»Und davon wird man unsterblich?«

Slim wollte schon sagen: Ich weiß es nicht genau, denn zuviel an meiner Arbeit: ist noch graue Theorie. Aber irgend etwas in ihm hinderte ihn daran, diese ehrliche Antwort zu geben. Statt dessen sagte er: »Ja, ich mache Sie unsterblich.«

Ein anderer Springer, der zu Slims Versuchspersonen gehörte, meinte zögernd:

»Wahrscheinlich bin ich übervorsichtig, aber — ist es eine normale Begleiterscheinung Ihrer Behandlung, dass man sich zeitweise ganz schrecklich fühlt? Der Arzt, der mich untersuchte, hat gesagt, dass mein Blutdruck gestiegen ist. Sagen Sie mir, ob das etwas zu bedeuten hat.«

»Es hat nichts zu bedeuten«, meinte Slim, obwohl sich alles in ihm dagegen sträubte.

Am fünften Tag kamen nur noch achtzehn Versuchspersonen zur Behandlung. Slim wurde gesagt, dass die fehlenden zwei zu einem wichtigen Einsatz abkommandiert worden waren. Er glaubte es.

Erst am sechsten Tag, als nur noch zehn Versuchspersonen zur Behandlung kamen, wurde er argwöhnisch. Aber bevor er noch irgendeinen Verdacht weiterverfolgen oder austreichen konnte, schaltete sich die Mentalsperre in seinem Gehirn ein, und er konnte keine zusammenhängenden Überlegungen in dieser Richtung mehr fassen.

Obwohl Slim erkannte, dass irgend etwas nicht stimmte, war es ihm nicht möglich, die Versuchsreihe abzubrechen. Der innere Zwang war stärker als sein Wille.

»Was ist mit ihnen?« erkundigte sich Slim bei Kartys, als dieser auf dem Behandlungsstuhl Platz nahm.

»Genau das wollte ich Sie fragen«, sagte der Springer. »Was ist mit mir los?«

Slim schaltete seinen Cyto-Exkret-Katalysator nicht ein.

»Haben Sie Schmerzen, Kartys?« erkundigte er sich.

»Ob ich Schmerzen habe?« rief der Springer. »Mann, manchmal glaube ich, dass alles in mir in Flammen steht. Und dann schauen Sie sich meine Hände an. Sie sind geschwollen, aufgedunsen und fast doppelt so groß wie früher. Sagen Sie mir, ist das eine normale Begleiterscheinung?«

Slim wollte dies gerade bestätigen, als der Springer plötzlich mit einem markerschütternden Schrei aufsprang.

Zwei Soldaten kamen herein und führten den Tobenden fort. Die anderen neun Versuchspersonen weigerten sich daraufhin, sich von Slim behandeln zu lassen.

Slim saß immer noch an seinem Platz, als der Leiter der Forschungsstation mit einem Ära hereinkam. Der Ära befreite Slim durch eine Spritze von dem hypnotischen Befehl. Dann wurde Slim von Dorken Adgin in die Krankenabteilung geführt.

In einem der Krankensäle lagen achtzehn von Slims Versuchspersonen. Einige wimmerten leise vor sich hin, andere schliefen unter der Wirkung von schmerzstillenden Narkotika — aber alle wiesen sie die gleichen Symptome auf: ihre Körper waren aufgedunsen, ihre Gesichter bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

»Zwei wurden bei einem Handgemenge getötet«, erklärte Adgin kalt und fügte hinzu: »Das haben Sie auf dem Gewissen.«

\*

»Mein Gott, das habe ich nicht gewollt«, beteuerte Slim. »Ich warnte immer wieder vor den Folgen, die ein frühzeitiger Einsatz des Cyto-Exkret-Katalysators mit sich bringen könnte. Aber man zwang mich, Menschen für meine Experimente zu verwenden.«

»Ich glaube Ihnen«, versicherte Professor Edwin Farkas.

Als Slim Buru das Ergebnis seiner Experimente gesehen hatte, hatte er einen Nervenzusammenbruch erlitten. Nun befand er sich seit vier Tagen in der Behandlung des

Psychodynamikers.

»Es hat keinen Sinn sich Vorwürfe zu machen«, sprach Professor Farkas weiter. »Sie sind nicht zur Verantwortung zu ziehen. Man hat Sie gezwungen — durch Hypnose gezwungen! Sie trifft keine Schuld.«

»Doch, ich bin schuldig«, sagte Slim. »Ich bin schuldig, weil ich nicht erkannt habe, welche Gefahren es mit sich bringt, wenn man Exkretespuren aus Zellen entfernt. Ich hätte schon bei meinen Tierversuchen erkennen müssen, dass die Exkrete das Wachstum der Zellen hemmen und dass, entfernt man den Hemmfaktor, die Zellen zu wuchern beginnen. Viele meiner Versuchstiere starben schon in den ersten Phasen der Versuche, ohne dass ich die Todesursache erkannte. Ich hätte mir sagen müssen, dass sie starben, weil die Zellen plötzlich mutierten.«

»Aber das können Sie sich nicht anlasten«, sagte Professor Farkas. »Sie besaßen nicht das nötige Wissen, nicht genügend Erfahrung, um ...«

»Eben deshalb hätte ich die Finger davon lassen sollen«, unterbrach Slim. »Ich war ein Kind, das mit einer Bombe spielte, sie zündete und sie unter die Leute warf. Das ist aber nur eine Definition der Sachlage, keine Entschuldigung für mich.«

Professor Farkas seufzte. Es würde nicht leicht sein, seinen Patienten von seinem Schuldkomplex zu befreien. Slim Buru benahm sich bei oberflächlicher Betrachtung wie jeder normale Mensch — falls man den Durchschnittsmenschen als »normal« bezeichnen wollte. Aber durch die Augen des Psychodynamikers gesehen, war Slim Buru psychisch schwer geschädigt. Die Konfrontation mit seinen »Opfern« hatte in ihm eine Psychose ausgelöst, die jetzt noch nicht stark in Erscheinung trat und sich in einem Schuldkomplex ausdrückte. Unternahm man jedoch nichts dagegen, würde sich die Psychose immer mehr ausweiten und früher oder später zur Selbstzerstörung führen. Das konnte ein Laie nicht erkennen, aber Professor Farkas wusste, dass es so kommen würde.

Er seufzte wieder.

»Für heute ist es genug«, sagte er. »Morgen sprechen wir weiter.«

Es war nicht so, dass er sich von einer Fortführung der Sitzung keinen Erfolg versprach. Aber er hatte noch einen anderen Patienten, dem er sich widmen musste — Lorelei. Ihr Schicksal lag ihm viel mehr am Herzen als das von Buru Slim. Es zog ihn zu ihr, denn er wusste, dass er nahe daran war, ihrem Unterbewusstsein das Geheimnis zu entreißen.

Lorelei. .. Samantha Lund . . . Samantha Jefferson . . . Virna Toscana . . . Sie trug all diese Namen, aber wie hieß sie wirklich?

Er würde es bald erfahren, dessen war er sicher. Es musste nur noch etwas passieren, das die Sperre von ihrem Unterbewusstsein hob. Es bedurfte irgendeines auslösenden Moments, und Lorelei würde ihr Geheimnis preisgeben.

Professor Farkas erhob sich, um zu gehen.

In diesem Augenblick gellte die Alarmsirene durch die Forschungsstation. Slim Buru sprang auf, rannte zur Tür und riss sie auf.

Draußen lief ein Soldat vorbei, der mit sich überschlagender Stimme rief: »Die Unsterblichen sind ausgebrochen!«

Mit »Unsterbliche« waren jene bedauernswerten Männer gemeint, die unter den Strahlen des Cyto-Exkret-Katalysators zu Monstren geworden waren.

Professor Farkas wusste im gleichen Augenblick, in dem die Stimme des Soldaten erklang, dass Slim Buru nicht länger auf seinem Zimmer bleiben würde. Und tatsächlich lief er in den Korridor hinaus, kaum dass Professor Farkas seinen Gedanken zu Ende gedacht hatte.

Der Psychodynamiker folgte ihm. Er konnte sich denken, dass es ihn zu seinen »Opfern« ziehen würde.

Und das barg eine nicht zu übersehende Gefahr in sich.

Deshalb wollte Professor Farkas bei seinem Patienten bleiben. Lorelei war ihm zwar überaus wichtig, aber durch die überraschend eingetretene Wendung besaß dieser Fall Vorrang. Er sah

Slim nur wenige Schritte vor sich entfernt durch den Korridor hasten und im Laufen einen Soldaten niederschlagen, der gerade um eine Ecke bog. Gleich darauf erkannte Professor Farkas, daß sich der Soldat offenbar auf der Flucht befunden hatte, verfolgt von zweien der »Unsterblichen«.

Die beiden verunstalteten Männer stießen beinahe mit Slim zusammen. Slim, der sich wohl nicht der Gefahr bewusst war, in der er schwebte, breitete die Arme aus, um den beiden Männern Einhalt zu gebieten. Die beiden Mutierten verhielten tatsächlich ihren Schritt. Nachdem sie ihre erste Überraschung überwunden hatten, stießen sie wütende Schreie aus und stürzten sich auf Slim. Doch keiner der beiden erreichte ihn. Aus dem hinter ihnen liegenden Korridor zischten die unsichtbaren Strahlen von Paralysatoren heran und trafen sie voll in die Rücken. Ihre Körper mit den unförmigen Zellwucherungen bäumten sich auf, zuckten und sackten dann zusammen.

Professor Farkas erreichte Slim im gleichen Augenblick wie die Schützen, die ihn vor den beiden Angreifern befreit hatten.

»Slim!« rief Michael Rhodan erleichtert.

»Sieh an, Professor Farkas«, meinte Anfir Cryjonon, der den Psychodynamiker im Gefängnis von Ternillon kennengelernt hatte.

»Ich hätte nicht geglaubt, dass ich Sie jemals Wiedersehen würde, verehrter Kollege«, sagte Magister Jain und machte eine ironische Verbeugung.

Professor Farkas fasste sich schnell. Er lächelte schwach und sagte: »Jetzt, da ich Slim Buru in guten Händen weiß, kann ich mich wieder einem anderen wichtigen Patienten widmen.« Mit diesen Worten wollte er sich zurückziehen. Aber Cryjonon hielt ihn am Arm zurück.

»Nicht so hastig, Professor. Wir wollen ebenfalls zu Lorelei. Haben Sie die Güte, uns den Weg zu zeigen?«

Der Psychodynamiker wurde blass. »Das geht nicht... es ist unmöglich. Burkin Jefferson würde außer mir jeden töten, der sich Lorelei nähert.«

Cryjonon hob drohend den Paralysator. »Machen Sie keine Umstände . . .«

In diesem Augenblick ertönte eine ihnen allen wohlbekannte Stimme.

»Der Professor hat recht, ich werde Sie alle töten«, sagte Burkin Jefferson, der plötzlich mit zwanzig schwerbewaffneten Soldaten aufgetaucht war. »Aber bevor ich den Befehl zu Ihrer Liquidierung gebe, möchte ich Ihnen allen noch ein grandioses Schauspiel bieten. Es handelt sich um eine Raumschlacht, die als die größte Niederlage der Solaren Flotte in die Geschichte eingehen wird. Denn im gleichen Augenblick, als ich Ihr Eindringen in Loreleis Palast entdeckte, materialisierten die Schiffe der Solaren Flotte im System von Launis Stern. Es sind dreihundert Schlachtschiffe — also ein durchaus würdiger Gegner für meine Freunde, die Springer.«

»Sie glauben doch selbst nicht, dass die zweihundert Walzenschiffe etwas gegen diese Flotte ausrichten können«, sagte Michael belustigt.

»Meinen Sie?« sagte Burkin Jefferson. »Dann lassen Sie sich eines Besseren belehren. Haben Sie noch nichts von jener sagenhaften Defensivwaffe der Solaren Flotte gehört, die X-Taster genannt wird?«

15

Die Schiffe der Solaren Flotte wechselten außerhalb der Umlaufbahn des dritten Planeten in den Normalraum über und flogen in geschlossener Formation heran. Der Pulk bestand aus zehn Superschlachtschiffen, darunter Perry Rhodans Flaggschiff, der CREST, und 290 Schweren Kreuzern der Terra-Klasse. Perry Rhodan selbst hatte den Oberbefehl übernommen. Als die Solare Flotte von den Springern geortet wurde, begannen sich auch die

Walzenschiffe zu formieren.

»Die werden es doch nicht auf einen Kampf ankommen lassen«, wunderte sich der Feuerleitoffizier der NAURIUS VII, einem der zehn Superriesen. »Wir werden sie wegpusten, als handele es sich um Nusschalen.«

Zu diesem Zeitpunkt glaubte niemand daran, dass es die Springer zu Kampfhandlungen kommen lassen würden. Aber bereits wenig später, nachdem alle Warnungen und Anrufe zur Kapitulation unbeantwortet geblieben waren, eröffneten die Walzenschiffe plötzlich das Feuer. Sie wandten dabei sogenanntes Punktfeuer an, das heißt, ein Dutzend Schiffe oder mehr nahmen gleichzeitig einen Gegner unter Beschuss.

»Das soll wohl ein Scherz sein«, meinte der Feuerleitoffizier der NAURIUS VII, Oberleutnant Dirk Mason. Kaum hatte er ausgesprochen, wurde er aschfahl im Gesicht. Denn unter dem konzentrierten Punktfeuer der Walzenschiffe explodierten ein Superriese und ein Kreuzer der Terra-Klasse.

Oberstleutnant Dirk Mason wollte es nicht wahrhaben. Niemand wollte es wahrhaben, dass zwei Schiffe der Solaren Flotte, deren Defensiv- und Offensivbewaffnung das Modernste war, das die Technik des Solaren Imperiums hervorgebracht hatte — dass zwei dieser hochgezüchteten Raumgiganten einfach vernichtet worden waren. Es war unvorstellbar. Denn beide Schiffe besaßen, so wie alle anderen Raumer, die an diesem Einsatz teilnahmen, den X-Taster. Dieses Gerät hatte nicht nur den Zweck, Schutzschirme im Falle eines gegnerischen Beschusses zu aktivieren, sondern löste auch den Alarm für die Feuerleitzentrale aus. Darüber hinaus wurden alle Manöver der Feuerleitzentrale vom X-Taster ausgewertet, die Schutzvorrichtungen wurden mit den Geschützständen synchron geschaltet. Der X-Taster regulierte nämlich die Intervalle, in denen die Schutzschirme deaktiviert werden mussten, um das eigene Geschützfeuer passieren zu lassen. Und der X-Taster tat das so präzise, dass zwischen Feuer und Feuerpausen keine gefährlichen Leerläufe entstanden, die das Schiff schutzlos dem Gegner auslieferten.

Um so verwunderlicher war es, dass zwei Schiffe, die den X-Taster besaßen, vernichtet worden waren.

Zwei weitere Schiffe der Solaren Flotte explodierten.

Panik breitete sich unter den Mannschaften aus. Gerüchte kursierten, wonach der X-Taster eine Fehlkonstruktion war. Und diese Gerüchte fanden immer mehr Nahrung, je länger die Raumschlacht tobte.

»Die Automatik spielt verrückt«, funkte ein Superriese.

Wenig später war er raumuntüchtig geschossen.

»Es muss am X-Taster liegen«, stellte Oberstleutnant Dirk Mason fest. Dann erreichte die NAURIUS VII die Feuerlinie. Ihre Geschütze begannen zu feuern. Doch nur wenige Sekunden lang. Oberstleutnant Dirk Mason hatte kaum den Feuerbefehl gegeben, da schalteten sich sämtliche Schutzschirme ein. Die ungeheuren Energien, die sich aus den Geschützen entluden, wurden innerhalb der Schutzschirme festgehalten, sie konnten nicht in den Raum entweichen, sie schlugen zurück . . .

Als der Kommandant der NAURIUS VII die verhängnisvolle Entwicklung bemerkte, war es bereits zu spät. Der X-Taster konnte nicht mehr rechtzeitig ausgeschaltet werden, die NAURIUS VII verging in ihren eigenen Energieentladungen.

\*

Burkin Jefferson wandte sich grinsend vom Bildschirm in seinem Kontrollraum ab.

»Habe ich zuviel versprochen?« fragte er seine Gefangenen.'

Michael war außer sich vor Wut. Er sprang auf und wollte sich auf Jefferson stürzen. Aber einer seiner Bewacher stieß ihn mit dem Kolben seines Strahlengewehres zurück.

»Lassen Sie sich nicht zu Unbesonnenheiten hinreißen, Mike«, riet Cryjonon.

»Sollen wir etwa tatenlos zusehen, wie die Terraner dahingemetzelt werden?« rief Michael erregt.

»Wir können die Toten nicht wieder lebendig machen«, sagte Cryjonon. »Aber wir können verhindern, dass noch mehr Blut fließt.«

Michaels Wut richtete sich plötzlich gegen den Freifahrerfürsten. »Jetzt glaube ich selbst, dass Sie und alle anderen Freihändler Feinde des Solaren Imperiums sind. Sie haben geahnt, dass Jefferson einen Hinterhalt geplant hat, aber Sie ließen Atlan und meinen Vater blind hineintappen. Sie haben sie nicht nur nicht gewarnt, sondern gaben Atlan sogar die Koordinaten von Ternillon. Jetzt sind Sie wohl zufrieden, weil Ihr Plan aufgegangen ist, Jefferson und die Terraner gegeneinander auszuspielen!«

»Sie tun uns unrecht, Mike«, sagte Cryjonon mit ruhiger Stimme, aber ihm war anzumerken, dass er innerlich erregt war. »Ich konnte diese Entwicklung nicht vorausahnen. Ich konnte nicht wissen, dass der X-Taster Jeffersons stärkste Waffe ist. Wie auch? Sollte man nicht annehmen, dass die Techniker des Solaren Imperiums dieses Gerät bis ins kleinste Detail geprüft hatten, bevor sie es zum Einsatz brachten? Von dieser Voraussetzung musste man ganz einfach ausgehen. Es ist mir unerklärlich, warum sie die wahre Natur des X-Tasters nicht erkannt haben.«

Michael beruhigte sich ein wenig. Er wusste, dass er dem Freifahrer unrecht getan hatte, aber es war nicht der richtige Augenblick für eine Entschuldigung. Auf dem Bildschirm, der beinahe die ganze eine Wand ausfüllte, wurde immer noch der Kampf gezeigt, den die Solare Flotte gegen die Springer focht. Es war ein aussichtsloses Unterfangen für die Terraner. Es gab nur zwei Möglichkeiten für sie: entweder sie kämpften weiterhin auf verlorenem Posten, oder sie traten den Rückzug an. Die zweite Möglichkeit würde für das Solare Imperium einen Prestigeverlust ersten Ranges bedeuten — und dennoch schien sich Perry Rhodan dazu zu entschließen. Denn seine Kugelraumer stellten das Feuer nach und nach ein, hüllten sich in ihre HÜ-Schirme und bezogen in genügender Entfernung von Ternillon Warteposition.

»Die Terraner haben vor dem Goldenen Imperium kapituliert«, stellte Burkin Jefferson zufrieden fest. »Das wird sich bald in der gesamten Galaxis herumgesprochen haben. Die alten Feinde des Solaren Imperiums werden dadurch wieder neuen Mut fassen und werden sich mir anschließen. Das ist der Anfang vom Ende für die Ära Perry Rhodan.«

»Es wird sich auch herumsprechen, mit welchen Mitteln Sie diesen Sieg errungen haben«, meinte Cryjonon abfällig. , Jefferson lächelte überheblich. »Meinen Sie, die Springer werden die besondere Art meiner Taktik in die Galaxis hinausposaunen? Bestimmt nicht, denn sie nehmen an meiner Macht Anteil. Perry Rhodan dagegen kann ruhig überall verbreiten, dass seine Niederlage nur dem X-Taster zuzuschreiben ist, seine Gegner werden es als Propaganda abtun. Aber selbst wenn das nicht der Fall ist, wird man mich nicht verurteilen, sondern eher meine Gerissenheit loben.«

»Sie haben die Freifahrer vergessen«, erinnerte Cryjonon.

Jefferson winkte ab. »Die Freifahrer sind eine Minderheit, die an der zu erwartenden Entwicklung nichts mehr ändern können, selbst wenn sie sich mit dem Solaren Imperium verbünden. Schon jetzt laufen sämtliche Hyperfunkgeräte, die mir zur Verfügung stehen, auf Hochtouren, um die Nachricht von Rhodans Niederlage überall in der Galaxis zu verbreiten.«

»Sind Sie damit nicht etwas zu voreilig?« fragte Cryjonon.

»Keineswegs.«

»Dann betrachten Sie Ihren Bildschirm in den nächsten Minuten genauer. Sie werden sehen, dass sich darauf Lichtpünktchen abzeichnen, die rasch größer werden. Es sind Raumschiffe. Genau 423 Raumschiffe.«

Ohne auf den Bildschirm zu blicken, sagte Jefferson:

»Sie bluffen, Cryjonon.«

»Ich will Sie von diesem Glauben nicht abbringen«, entgegnete der Freifahrerfürst. »Aber ich will Ihnen auch nicht verhehlen, dass es sich bei diesen 423 Objekten um Freihändlerschiffe

handelt. Und diese sind mit keinem X-Taster ausgerüstet. Wenn Sie mir jetzt immer noch nicht glauben, dann warten Sie, bis die Schiffe heran sind und Ihren Scheinsieg rasch in eine Niederlage verwandeln.«

Jefferson blickte für einige Sekunden auf den Bildschirm. Als er sich wieder abwandte, ließ er zum erstenmal Unsicherheit erkennen.

»Ich glaube Ihnen nicht, Cryjonon«, sagte er.

»Warten Sie ab.«

Schweigen senkte sich über den Kontrollraum. Alle hielten den Atem an und starrten gebannt auf den Bildschirm. Aber nicht einmal Michael glaubte so recht an Cryjonons Worte. Welche Veranlassung sollten die Freihändler haben, der Solaren Flotte zu Hilfe zu kommen?

»Das Solare Imperium ist schon zu alt, es muss durch ein neues Sternenreich ersetzt werden«, murmelte Jefferson einmal vor sich hin.

Niemand sagte etwas darauf. Selbst die Springer in der blauen Uniform des Goldenen Imperiums ließen den Bildschirm nicht aus den Augen. Nur Professor Farkas schien nicht beeindruckt. Als Michael einmal kurz zu ihm sah, merkte er, dass der kleine, blasse Psychodynamiker nervös und unkonzentriert war. Bestimmt beschäftigte er sich in Gedanken bereits mit Lorelei, alles andere war für ihn nicht wichtig. Die Galaxis konnte brennen, er interessierte sich nur für das Geheimnis jenes Mädchens, das er vor eineinhalb Jahren von einem Meteoriten aufgelesen hatte. Sie war zu seinem Lebensinhalt geworden . . .

»Da kommen sie!« Das war Cryjonons Stimme.

Michael hatte auf den Bildschirm gestarrt, aber keine Veränderung festgestellt. Erst jetzt, nachdem Cryjonon ihn darauf hingewiesen hatte, war ihm, als hätte das All plötzlich mehr Sterne als vorhin. Und die Lichtpunkte wurden größer und wurden zu Raumschiffen!

»Ich glaube noch immer nicht, dass Sie eine positive Entwicklung zum Negativen wenden werden« sagte Jefferson keuchend. »Sie werden es nicht wagen . . .«

Er vollendete den Satz nicht, denn die 423 Freifahrerschiffe eröffneten das Feuer auf die Walzenschiffe der Springer. Eine erbitterte Schlacht entbrannte. Es war keine Frage, dass die Freifahrer den Kampf für sich entscheiden würden. Nicht nur befanden sie sich in der Übermacht, sondern besaßen auch noch die besseren Schiffe und eine moderne Bewaffnung. Jefferson musste ebenfalls die Übermacht der Freifahrer erkannt haben, denn er wandte sich mit einer Geste der Hilflosigkeit an Cryjonon und verlangte mit bebender Stimme:

»Rufen Sie Ihre Schiffe zurück.«

»Darauf habe ich keinen Einfluss«, entgegnete Cryjonon.

»Sie wissen, dass ich Sie augenblicklich töten lassen kann«, sagte Jefferson drohend. »Ist Ihnen Ihr Leben nichts wert?«

»Doch, aber nicht so viel, dass ich zum Verräter werden würde.«

Jeffersons Augen wanderten zu Michael.

»Und wollen Sie das Leben des Sohns von Perry Rhodan ebenfalls opfern?«

Michael empfand für Jefferson nur noch Verachtung. Jetzt zeigte es sich, dass er nichts weiter war als ein gemeiner Verbrecher, ein unbedeutender Außenseiter der menschlichen Gesellschaft. Er besaß ganz einfach nicht die Anlagen zum Machthaber — er war asozial, sonst nichts.

Jefferson schöpfte durch Michaels Zögern neue Hoffnung.

»Das Leben des jungen Rhodan muss doch alle Opfer aufwiegen«, sagte er beschwörend.

»Mich können Sie nicht einschüchtern«, sagte Michael. »Ich bin bereits tot, gestorben durch die Hand Ihrer Männer. Haben Sie das vergessen?«

Einen Moment lang schien es, als wolle Jefferson die Beherrschung verlieren. Aber plötzlich entspannte er sich, um seine Lippen stahl sich ein Lächeln.

»Ich weiß nicht, weshalb ich mich aufrege«, meinte er und deutete auf den Bildschirm. »Das ist nicht mein Kampf, es stehen nicht meine Ideale auf dem Spiel. Ich bin nur Mittel zum Zweck — ein Handlanger Loreleis. Sie war es, die diesen Krieg wollte, es war ihr Plan, das

Solare Imperium durch ein neues Sternenreich zu verdrängen ...«

»Sie Lügner!« Professor Farkas sprang auf. Aber einer der Soldaten beförderte ihn mit einem Schlag auf seinen Platz zurück.

»Jetzt ist er total übergeschnappt«, stellte Cryjonon fest.

Jefferson hatte es gehört. »Meinen Sie? Natürlich ist Lorelei in aller Augen das unschuldige Mädchen, das Opfer eines skrupellosen Verführers. Aber haben Sie sich schon einmal gefragt, woher ich die Idee hatte, ein neues Imperium zu gründen? Lorelei gab sie mir. Es ist ihre Idee. Haben Sie sich schon einmal Gedanken darüber gemacht, wie die Pläne für den X-Taster in den Tresor der Telnic Electronics kamen? Lorelei gab sie hinein. Sie zeichnete die Pläne aus dem Gedächtnis, und zwar mit allen Details, genau so, wie der X-Taster später gebaut wurde. Jene Schaltungen, die heute den Schiffen der Solaren Flotte zum Verhängnis wurden, waren damals ebenfalls bereits in den Plänen enthalten. Niemand wird sich wohl einbilden, ich hätte die Veränderungen vorgenommen. Das ist absurd, denn meine Manipulationen wären den Technikern des Solaren Imperiums nicht entgangen.« ,

»Ist es nicht noch absurder, Lorelei Manipulationen in die Schuhe schieben zu wollen!« rief Professor Farkas dazwischen.

»Nein, denn Lorelei ist der einzige in der Gegenwart lebende Mensch, der Spitzentechniker täuschen kann«, behauptete Jefferson. »Und sie ist der Teufel, den Sie in mir sehen wollen. Sie hat die Macht, um aus Männern wie mir Marionetten zu machen.«

Cryjonon deutete gelangweilt auf den Bildschirm.

»Die Raumschlacht ist vorbei, das Goldene Imperium zerschlagen.«

Alle konnte auf dem Bildschirm sehen, dass sich die stark dezimierte Flotte der Springer zurückzog.

»Armer Vater«, sagte jemand von der Tür her. »Jetzt wird sein Traum von der Vernichtung des Solaren Imperiums wohl nie Wahrheit werden.«

Michael wirbelte herum. Lorelei stand in der Tür. Sie hielt ein Strahlengewehr in der Hand. Als sie die erstaunten und fragenden Blicke der Männer auf sich ruhen sah, erklärte sie:

»Ich weiß nun alles über mich. Aber ich wünschte, ich hätte es nie erfahren.«

16

Für Eremil Toscana war das Jahr 3432 die Gegenwart.

Er lebte in einer Zeit großer galaktischer Verwicklungen. Die Menschheit, für die man vor tausend Jahren noch den Sammelbegriff »Terraner« anwenden konnte, hatte sich zersplittert. Das Solare Imperium war immer noch ein gewaltiger Machtfaktor, aber es war zu spüren, dass auch andere Sternenreiche immer mehr Einfluss gewannen. Es gab vor allem drei große Sternenreiche, die dem Solaren Imperium die führende Rolle in der Galaxis streitig machten. Da war der »Carsualsche Bund«, der sich im Laufe von tausend Jahren aus den vom Solaren Imperium abgefallenen autonomen Siedlungswelten herauskristallisierte; dann das Imperium Dabrifa, das sich in ähnlichen Bahnen entwickelt hatte wie der Carsualsche Bund; und schließlich gab es als dritte Machtgruppe noch die Zentral-Galaktische Union, deren Entwicklung hauptsächlich auf die ungeheure Bevölkerungsexplosion zurückging.

Es war eine Epoche voll großer und kleiner galaktischer Intrigen, der kleinen Scharmützel und der großen Auseinandersetzungen, des süßen und bitteren Sterbens. Überall in der Galaxis gährte es — und in dieser Situation der unlösbaren Verknüpfungen galaktischer Politik, verschwand das Solsystem. Es gab genügend Gerüchte über den Grund des Verschwindens. Aber was davon auch wahr sein mochte, feststand, dass das Solare Imperium durch das Verschwinden Terras und seiner Sonne nicht zerbrach. Im Gegenteil, es schien, als würde sich das Solare Imperium für eine neue, noch strahlendere Wiedergeburt rüsten. Und trotz aller widersprechender Gerüchte schien auch Perry Rhodan zu leben. Sehr zum

Leidwesen des Diktators Dabrifa, des ertrusischen Triumvirats vom Carsualschen Bund und — Ribald Corellos.

Ribald Corello, das war ein neuer Name auf der galaktischen Bühne. Der Name eines Supermutanten, dessen Fähigkeiten und Psi-Kräfte so ungeheuer waren, dass er mit einem Handstreich die ganze Milchstraße unter seine Herrschaft bringen konnte.

Und genau das schien er zu bezwecken.

Eremil Toscana wusste von diesen Geschehnissen, aber er kümmerte sich nicht sonderlich darum. Er war Wissenschaftler vom Planeten Kopernikus, dessen Bewohner sich weniger um Diplomatie als um technische und geistige Errungenschaften kümmerten.

Kopernikus war eine Welt der Wissenschaften, und doch konnte es nicht verhindert werden, daß auch nach hier die Auswüchse der galaktischen Politik übergriffen. Die Wissenschaftler von Kopernikus spalteten sich in zwei Lager, die sich heftig befehdeten. Auf der einen Seite standen die Realisten, auf der anderen die Lapalisten.

Eremil Toscana war ein Lapalist, ein fast getreuer Gefolgsmann des Geistesrats Gerinos de Lapal. Er war deshalb nur »fast« ein getreuer Lapalist, weil er zwar an den Grundgedanken Gerinos de Lapal glaubte, aber sonst in vielen Dingen andere Wege ging.

Die Kluft zwischen Eremil Toscana und Gerinos de Lapal entstand kurz nach der Fertigstellung des »Nullzeit-Deformators«, eines Gerätes, mit dem man beliebig in die Vergangenheit reisen konnte. Der Bruch zwischen dem Führer der Lapalisten und seinem engsten Mitarbeiter kam zustande, weil Gerino de Lapal sich an das Solare Imperium um Unterstützung wandte, Eremil Toscana aber nichts davon wissen wollte. Nun, es ist bekannt, daß Gerinos de Lapal für den Preis von eineinhalb Tonnen Howalgonium Perry Rhodan den Nullzeit-Deformator zur Verfügung stellte. Unbekannt dagegen ist, dass Eremil Toscana den Abmachungen Gerinos de Lapal zuwiderhandelte ...

»Wir dienen einer guten Sache«, sagte der Führer der Lapalisten zu seinem Vertrauensmann Eremil Toscana, »wenn wir Perry Rhodan den Nullzeit-Deformator zur Verfügung stellen. Sie wissen selbst, welches Unheil der Supermutant Ribald Corello über die Galaxis bringt. Wenn nun Rhodans Zeitagent in die Vergangenheit geht und Corellos Geburt verhindert, dann verbessert er die Gegenwart und ebnet den Weg für die Zukunft.«

Davon wollte Toscana nichts wissen, aber er sprach es nicht aus. Noch während der Nullzeit-Deformator entwickelt worden war, hatte er eigene Pläne für die Korrektur der Vergangenheit entwickelt. Er war der Meinung, dass man nicht fünfhundert, sondern tausend Jahre in die Vergangenheit gehen musste, um Veränderungen vorzunehmen. Doch er konnte seine bislang geheimgehaltenen Pläne nun nicht mehr Gerinos de Lapal unterbreiten. Toscana war verbittert, weil de Lapal seine Ideen vor denen Perry Rhodans zurückstellte. Das heißt, de Lapal hatte ihn nicht einmal nach seiner Meinung gefragt, sondern eigenmächtig die Interessen des Solaren Imperiums wahrgenommen.

Das erzürnte Toscana besonders, denn er stand auf dem Standpunkt, dass alles Unheil in der Galaxis auf die Existenz des Solaren Imperiums zurückzuführen war. Deshalb wollte er tausend Jahre in der Vergangenheit eine Korrektur vornehmen, um das Solare Imperium in der Gegenwart auszulöschen. Doch daraus schien nun nichts mehr zu werden, wenn nicht. . . Wenn Toscana nicht auf eigene Faust handelte!

Was würde passieren, wenn Toscana eine Korrektur der Vergangenheit vornahm, bevor Perry Rhodans Zeitagent dies tat? Ein faszinierender Gedanke. Ein meisterlicher Plan, der aber nur unter größter Geheimhaltung ausgeführt werden konnte. Niemand durfte darin eingeweiht werden, damit nicht später eine neuerliche Korrektur seiner Korrektur vorgenommen werden konnte.

Toscana überlegte lange, bevor sein Plan so ausgereift war, dass er in die Tat umgesetzt werden konnte. Eigentlich war es ganz einfach:

In der Nacht, bevor Joak Cascal, Rhodans Zeitagent, den Nullzeit-Deformator benutzte, würde Toscana einen Test vornehmen. Daran konnte niemand etwas finden, denn als de

Lapals engster Mitarbeiter besaß Toscana vollkommene Handlungsfreiheit. Alle Techniker, die an diesem »Test« teilnahmen, würden später beschwören können, dass Toscana nur eine Routine Überprüfung vorgenommen hatte. Denn der Nullzeit-Deformator würde die Gegenwart nur für den Bruchteil einer Sekunde verlassen — selbstverständlich mit Toscana und seinem Zeitagenten! Das heißt, es würde den Anschein haben, als entmaterialisierte der Nullzeit-Deformator nur für den Bruchteil einer Sekunde. In Wirklichkeit aber konnte sich Toscana Tage, Monate oder Jahre in der Vergangenheit aufhalten, nur musste er in der gleichen Sekunde in die Gegenwart zurückkehren, in der er abgereist war. Die eigentliche Zeitreise war also kein Problem. Die Schwierigkeit war nur, einen Zeitagenten zu finden, dem Toscana voll und ganz vertrauen konnte. Für diese Aufgabe kam nur eine einzige Person in Frage ...

\*

Als Eremil Toscana geendet hatte, wagte er nicht, seiner Tochter in die Augen zu blicken. Aber sie war verständnisvoller als er gedacht hatte.

»Glaubst du wirklich, dass es das Beste für die Menschheit wäre, die Existenz des Solaren Imperiums durch eine Korrektur der Vergangenheit in Frage zu stellen?« fragte sie.

Er überlegte eine Weile, dann sagte er: »Schlimmer kann es für die Menschheit jedenfalls nicht werden.«

»Dann will ich dir helfen.«

Er sah sie aus großen Augen an. »Virna ... weißt du überhaupt, was du da auf dich nimmst?«

»Ich habe mich entschieden, Vater.« Ihre Stirn legte sich in Falten. »Meine einzige Sorge ist lediglich, ob ich dieser Aufgabe gewachsen bin. Ich weiß nicht, ob ich die psychische Stärke aufbringen werde, um alle deine Anordnungen exakt und zum richtigen Zeitpunkt auszuführen.«

»Das könnte niemand, Virna — oder sagen wir, die wenigsten könnten es. Selbst wenn ich die Wahl unter tausend Männern gehabt hätte, wäre nicht sicher gewesen, dass ich einen gefunden hätte, der allen meinen Anforderungen entspricht. Deshalb habe ich vorgesorgt. Mein Zeitagent wird nichts von meiner Mission wissen. Er trägt zwar alle erforderlichen Angaben in sich, wird sie aber nur nach und nach von seinem Unterbewusstsein erhalten. Mein Plan für die Korrektur der Vergangenheit gliedert sich in viele Phasen auf. Der Zeitagent wird aber davon nicht bewusst Kenntnis haben. Erst wenn er Phase eins ausgeführt hat, wird das Unterbewusstsein die Daten über Phase zwei freigeben.«

»Warum nennst du den Zeitagenten nicht beim Namen, Vater«, meinte Virna Toscana.

»Willst du dich wirklich für mich in diese Gefahr begeben?«

»Für dich und die Menschheit. Aber sage mir jetzt, wie du dir die Korrektur der Vergangenheit vorgestellt hast. Oder darf ich davon auch nicht unterrichtet sein?«

»Natürlich. Wenn es soweit ist, werde ich dein Gedächtnis durch einen posthypnotischen Befehl löschen.« Eremil Toscana ging zu seinem Tresor und kam mit einer dicken Aktenmappe zurück. Er holte daraus einen vergilbten Zeitungsausschnitt hervor.

»In dieser Zeitungsnotiz aus dem Jahre 2422 steht, dass eine gewisse Samantha Lund mit ihrem Vater auf dem Planeten Halperoon verschwand«, erklärte er. »Alle meine Nachforschungen haben ergeben, dass dieses Mädchen eines Tages auf einem Meteoriten gefunden wurde. Dieses Mädchen wirst du sein.«

»Aber wenn dieses Mädchen wieder auftauchte, wie kann ich ihre Identität annehmen?« wunderte sich Virna.

Ihr Vater lächelte. »Man wird dich finden.«

Virna wurde blass. »Du meinst, dass die Meldungen über die Auffindung dieses Mädchens mich betreffen? Nicht die echte Samantha Lund wurde auf dem Meteoriten entdeckt ... sondern ich! Das bedeutet, dass das Wagnis gelungen ist.«

»Bis zu dieser Phase ganz bestimmt«, bestätigte Eremil Toscana. »Es ist erwiesen, dass dich das Passagierschiff HOLLIDAY 25 auffindet. Du wirst kein Gedächtnis besitzen, dich später aber deines Namens erinnern: Samantha Lund.«

Eremil Toscana holte ein Geldbündel aus der Aktenmappe.

»Das sind 20.000 Solar«, erklärte er dazu. »Gib gut darauf acht. Ich musste dafür nämlich den Liebhaberpreis von zwei Millionen Solar zahlen, denn es handelt sich um Geld, das tausend Jahre alt ist, also vor dem Jahre 2420 gedruckt wurde.«

»Wozu benötige ich diese große Summe?«

Eremil Toscana holte die Fotokopie einer Börsenzeitung heraus. »Die Notierungen der Börse von Terrania aus dem Jahre 2423, dem Jahr, in dem du in Aktion trittst. Du wirst unter dem Hypnoschuler alle Notierungen von steigenden Aktien eingepägt bekommen. Mit den 20.000 Solar wirst du Aktien aufkaufen, von denen du weißt, dass sie steigen. Nach meinen Berechnungen wirst du durch die Börsenspekulationen auf ein Vermögen von 20 Millionen kommen.«

»Und was soll ich mit diesem Reichtum?«

»Das erfährst du von deinem Unterbewusstsein, wenn du im Besitz der 20 Millionen bist«, meinte Eremil Toscana. Er holte einige Folien mit Risszeichnungen und Formeln darauf aus der Mappe. »Das hier sind die Pläne für ein Gerät, das ich X-Taster nenne. Diesen Ausdruck wirst du in der Vergangenheit in Umlauf bringen. Wie alle Daten erhältst du auch diese Pläne unter dem Hypnoschuler eingepägt. Du wirst sie in der Vergangenheit aus dem Gedächtnis nachzeichnen, wenn die Zeit gekommen ist. Dann verkaufst du sie an die Solare Flotte. Es dauert sicher nicht länger als ein Jahr, bis alle Kampfschiffe des Solaren Imperiums damit ausgerüstet sind. Wenn es soweit ist, wirst du mit den Gegnern Perry Rhodans Kontakt aufgenommen und eine eigene Machtgruppe gegründet haben. Zirka eineinhalb Jahre nach Beginn deiner Mission wird es zwischen dir und dem Solaren Imperium zu einer Auseinandersetzung kommen. Du brauchst dann nur auf einer bestimmten Frequenz einen Kode zu funken — und die solaren Schiffe werden sich durch die Wirkung des X-Tasters selbst vernichten. Damit ist der wichtigste Teil deiner Mission erfüllt.«

Virna Toscana war nachdenklich geworden. Schließlich sagte sie: »Ich will mich nicht mit all den Möglichkeiten der Zeitparadoxa befassen. Damit kenne ich mich nicht aus. Außerdem bin ich überzeugt, dass du alles von langer Hand vorbereitet hast. Aber ich finde es widersprüchlich, dass die Solare Flotte ein von mir angebotenes Gerät in ihre Schiffe einbaut, wenn ich ein Feind des Solaren Imperiums bin.«

Eremil Toscana lächelte. »Das habe ich alles bedacht. Wenn du keine anderen Bedenken hast, diese kann ich leicht zerstreuen. Erstens bist du zu dem Zeitpunkt, da du den X-Taster an die Solare Flotte verkaufst, noch nicht als Gegner erkannt. Zweitens wird es so aussehen, als hättest du die Pläne für das Gerät nur durch Zufall entdeckt; niemand wird dir zutrauen, eine solche Erfindung gemacht zu haben. Drittens — und das ist der springende Punkt — wird keiner der Techniker erkennen, dass der X-Taster ein tödlicher Bumerang ist. Du darfst vergessen, dass er — vom Jahre 2423 aus gesehen — tausend Jahre in der Zukunft gebaut wurde. Mit der Technik des 25. Jahrhunderts wird es unmöglich sein, die wahre Natur des X-Tasters zu erkennen.«

Virna schwieg daraufhin. Sie ging unruhig im Zimmer auf und ab. Sie wandte ihrem Vater den Rücken zu, als sie mit leiser Stimme sagte: »Du hast doch Nachforschungen über diese Zeit betrieben, in die ich gehen soll. Hast du irgendwelche Anhaltspunkte darüber gefunden, wie meine Mission endet? Und überhaupt, wieso spüren wir in der Gegenwart nicht die Auswirkungen meiner Korrektur? Nach unseren Begriffen geschah das, was wir jetzt gerade planen, doch schon vor tausend Jahren. Warum spüren wir keine Auswirkungen?«

»Ich kann dir diese Frage nicht beantworten, Virna«, antwortete Eremil Toscana. »Ich weiß nicht, was passiert, wenn man mit der Zeit manipuliert. Ich habe vorher noch nie ein Zeitexperiment unternommen. Ich kann dir also nicht einmal sagen, was aus dir wird, denn

alles, was wir über die Vergangenheit wissen, kann durch deine Mission mit einem Schlage ausgelöscht werden. Vielleicht erweist sich das ganze Unternehmen sogar als Fehlschlag. Ich will dir auch nicht verheimlichen, dass du dich in große Gefahr begibst. Du kannst es dir immer noch überlegen, Virna.«

Seine Tochter warf den Kopf zurück. «Ich habe mich entschieden«, sagte sie und blickte ihm fest in die Augen.

»Wann soll es losgehen?« »Heute nacht.«

\*

Virna erinnerte sich so gut an die weiteren Ereignisse, als hätte sie sie erst gestern erlebt. Sie sah wieder den Sternenhimmel, der sich über das Tal spannte, in dem der Nullzeit-Deformator stand, und erinnerte sich sogar an einige Sternkonstellationen. Das Cyklop-Gebirge war ihr wie eine drohende Mauer erschienen, die jeden Augenblick auf sie hehrniederstürzen konnte. Der Nullzeit-Deformator war eine riesige Glocke, so groß, dass ein diskusförmiges Kleinraumschiff in ihm Platz hatte — eine Space-Jet.

Überall waren Techniker, die die letzten Vorbereitungen für den Test trafen. Einige, die Virna kannten, warfen ihr scherzhafte Bemerkungen zu. Wollte sie nicht einmal in die Vergangenheit, um etwa den ersten Flirt ihres Vaters mit ihrer Mutter beobachten zu können? Das waren geschmacklose Witze.

In einem unbemerkten Augenblick schlüpfte Virna in die Space-Jet. Dort wartete sie mit klopfendem Herzen auf das Eintreffen ihres Vaters.

»Alles klar«, hatte er ihr gesagt. Niemand hatte gemerkt, dass sie an Bord des Diskusschiffes gegangen war.

Virna stand ungeahnte Ängste aus, während sich um das kleine Raumschiff das rote Leuchten des Absoluten Nullfeldes ausbreitete. Ahnte sie bereits damals, was sie in der Vergangenheit durchmachen würde? Nein, bestimmt nicht. Denn nicht einmal ihr Vater konnte eine Vorstellung von der ihr bevorstehenden Qual haben, denn sonst hätte er sie nicht auf diese Mission geschickt. Er war selbst im letzten Moment noch voller Zuversicht gewesen.

Während des ganzen Fluges zu dem Meteoriten war sie unter dem Psychoschuler gewesen. Als sie schließlich aus dem Hypnoseschlaf erwachte, kam sie sich vor wie ein wandelnder Computer. Aber dieser Zustand hielt nicht lange an. Ihr Vater gab ihr eine Spritze und sagte: »Jetzt wirst du alles vergessen. Dein Gehirn wird so leer sein, wie das eines Neugeborenen. Aber dein Wissen wird etappenweise zurückkommen, damit du Schritt für Schritt auf dein Ziel losgehen kannst. Leb wohl, Virna.«

Erst in diesem Moment war ihr bewusst geworden, dass es ein Abschied für immer war. Sie würde nie mehr in ihre Zeit zurückkehren können. Aber der Schmerz darüber ging in einem alles umfassenden Vergessen unter. Als nächstes erinnerte sie sich daran, wie Männer in Raumanzügen sie von dem Meteoriten fortbrachten . . .

»Du kannst nicht geahnt haben, was mich in dieser Zeit erwartet, Vater«, murmelte sie wieder vor sich hin.

Dann sah sie plötzlich Jefferson — Burkin Jefferson, den Mann, der all das Leid über sie gebracht hatte —, diesen Mann sah sie plötzlich so klar und deutlich vor sich, als betrachte sie ihn mit ganz anderen, mit fremden Augen. Sie erblickte auch Mike und Professor Farkas und den Freihändler, der auf Umtar in ihr Krankenzimmer gestürmt war . . . Doch diese Männer sah sie nur unterbewusst. Sie hatte nur Augen für Burkin Jefferson.

Ihr entging auch nicht die Bewegung, die er zu seinem Gürtel machte. Sicher hatte er den Hass in ihren Augen entdeckt und richtig gedeutet. Er wollte sich gegen das Urteil wehren, das sie — Virna Toscana — über ihn gefällt hatte. Er wollte . . . hatte aber keine Chance.

Virna drückte den Abzug ihrer Waffe lange durch. Als sie absetzte, war von Burkin Jefferson nichts mehr zu sehen.

»Wenn ihr nicht wollt, dass es euch ebenso ergeht, dann rührt euch nicht vom Fleck«, drohte Virna den Soldaten, die schreckensbleich geworden waren. Diese Männer dachten nicht an Widerstand, das war ihr augenblicklich klar. Das stärkte ihre Selbstsicherheit.

»Freihändler«, sagte sie zu Cryjonon. »Entwaffnen Sie diese Männer. Wenn das geschehen ist, ziehen wir uns zurück.«

Virna begegnete dem Blick Professor Farkas' und lächelte ihm zu. Sie hatte erst jetzt erkannt, dass er der einzige Mensch war, der sich wirklich für sie aufgeopfert hatte. Sie hoffte, er verzieh ihr, dass sie ihn verkannt hatte.

Sie kreuzte auch den Blick mit Michael Rhodan. Er war immer nett zu ihr gewesen. Aber ihm würde sie sich nicht anvertrauen können. Er lebte sein eigenes Leben, und sie wollte es nicht stören.

»Nehmt euch die Waffen«, sagte sie zu Mike, den beiden Freihändlern und dem Ezialisten, von dem sich Burkes die Unsterblichkeit erhofft hatte. »Nehmt euch die Waffen und erkämpft euch die Freiheit. Aber wagt nicht, mir zu folgen.«

»Lorelei. . .!« Professor Farkas machte einen zögernden Schritt auf sie zu. Da wusste sie, dass er immer noch bereit war, ihr zu helfen.

Sie war gerührt. »Kommen Sie mit mir, Professor. Bitte!«

17

Virna Toscana und Professor Farkas verschwanden spurlos. Spätere Nachforschungen ergaben, dass sie in dem allgemeinen Chaos, das durch die Invasion der Freihändler entstand, mit einem Gleiter flüchteten. Es konnte auch als ziemlich sicher angenommen werden, dass sie Ternillon nicht verließen, sondern sich irgendwo in den Wäldern verbargen.

Drei Tage nach der Raumschlacht hatten die Freihändler die Ordnung auf Ternillon wiederhergestellt. Die Verhandlungen mit den Eingeborenenführern des Dikza-Kultes um Vergabe der Handelsrechte waren in vollem Gange.

Die Schiffe der Solaren Flotte hatten sich aus diesem Raumsektor wieder zurückgezogen.

Doch Perry Rhodan versäumte es nicht, den Freifahrern offiziell den Dank des Solaren Imperiums für ihre Hilfe im Kampf gegen die Springer auszusprechen.

Michael blieb noch auf Ternillon. Er begründete seinen Aufenthalt damit, dass er an Slims Seite bleiben wolle. Da Slim keine Anstalten traf, nach Umtar zurückzufliegen, hatte Michael einen guten Vorwand, seine Abreise ebenfalls hinauszuzögern. Er machte jedoch kein Hehl daraus, dass hauptsächlich Virna Toscana ihn auf Ternillon zurückhielt. Er wollte es nicht wahrhaben, dass sie einfach verschwunden war, ohne ihr Geheimnis preisgegeben zu haben.

Slim hatte den Schock über das Versagen seines Cyto-Exkret-Katalysators schon ganz gut überwunden. Er schien daraus sogar recht nützliche Lehren gezogen zu haben, sicher war jedoch, dass er seinem Leben eine andere Wendung geben wollte.

»Ich werde den Ezialismus aufgeben«, eröffnete er Michael am vierten Tag nach der Raumschlacht.

»Wieso?« wunderte sich Michael. »Hast du deine Ansichten über die Extra Zerebrale Integration so schlagartig geändert, nur weil dir dieses Missgeschick widerfahren ist?«

»Nein«, sagte Slim. »Ich finde nach wie vor, dass der Ezialismus eine nützliche, ja unentbehrliche Wissenschaft ist. Nur ich bin nicht dafür geschaffen. Ich meine damit, dass ich mich nicht zum Wissenschaftler eigne. Ich habe in den letzten Tagen über mich nachgedacht und bin zu dem Ergebnis gekommen, dass nur eines für mich in Frage kommt. Ich gehe zu den Freihändlern.«

»Das meinst du nicht im Ernst, Slim!«

»Warum nicht? Die Freihändler sind eine Organisation, die nach den Ereignissen auf Ternillon ihren festen Platz in der Galaxis hat. Und über die Loyalität zum Solaren Imperium

dürfte es nun auch keine Diskussionen mehr geben. Was also hast du dagegen einzuwenden, dass ich Freifahrer werde?«

Michael zuckte hilflos die Achseln. »Eigentlich nichts.

aber ... dein Entschluss kommt ein wenig überraschend für mich.«

»Für mich ebenfalls«, meinte Slim lächelnd. »Ich habe erst jetzt erkannt, dass mich ein Leben innerhalb der vier Wände eines Laboratoriums nicht ausfüllen könnte. Ich würde mir vorkommen wie ein gefangener Tiger. Erinnerst du dich an die Zeit, die wir als Kinder gemeinsam auf den Molukken verlebt haben? Daran denke ich immerzu. Ich brauche die Freiheit. Ich möchte forschen, aber nicht in der Abgeschlossenheit eines Laboratoriums, sondern in der Unendlichkeit des Alls. Ich möchte die Wunder des Kosmos schauen, Abenteuer erleben — deshalb werde ich Freifahrer.« »Hast du darüber schon mit Cryjonon gesprochen?« »Ich habe auf der RENAISSANCE bereits meinen Platz.«

\*

Der Abschied von Slim war kurz und keineswegs schwermütig. Es fielen nur wenige Worte, ein kräftiger Händedruck, dann verschwand Slim im Einstiegsschacht des zweihundert Meter durchmessenden Kugelraumers.

Obwohl Slim noch auf Ternillon blieb, denn die RENAISSANCE sollte erst in einer Woche starten, hatte Michael keinen Kontakt mehr zu ihm. Slim ging kein einziges Mal mehr von Bord; er bereitete sich intensiv auf sein neues Leben und seine neuen Aufgaben vor.

»Er hat das Zeug zu einem guten Freifahrer in sich«, erfuhr Michael von Cryjonon.

Cryjonon hatte eine Suchaktion nach Virna und Professor Farkas eingeleitet, an der sich Michael beteiligte. Obwohl Cryjonon alle verfügbaren Kräfte dazu einsetzte, fand sich von den beiden Verschwundenen erst zwei Tage vor dem Start der RENAISSANCE eine Spur.

Von den Dulgas erfuhr Cryjonon, dass unweit eines ihrer Dörfer ein Mann und eine Frau gesehen worden waren. Angeblich war der Mann, auf den die Beschreibung Professor Farkas' passte, damit beschäftigt, für sie beide eine Unterkunft zu bauen. Michael glaubte, dass es sich um eine Verwechslung handle — er konnte sich ganz einfach nicht vorstellen, dass der schwächliche Professor schwere Handwerksarbeit verrichtete. Aber als er dann mit Cryjonon in einem Beiboot der RENAISSANCE an der bezeichneten Stelle landete, sah er den Psychodynamiker tatsächlich mit dem Bau eines Blockhauses beschäftigt.

Professor Farkas, der gerade mit dem Strahl seiner Energiewaffe einen Baumriesen gefällt hatte, wandte sich den beiden Männern in drohender Haltung zu, als sie das Beiboot verließen.

»Ihr könnt umkehren, wir kommen nicht mit«, rief er ihnen zu.

»Wir kommen nicht, um Sie und Virna zu holen, Professor«, sagte Cryjonon. »Wir waren nur in Sorge und wollten uns die Gewissheit verschaffen, dass euch nichts zugestoßen ist.«

»Diese Gewissheit habt ihr nun«, sagte Farkas kühl und senkte die Waffe um keinen Zentimeter, die er auf Michael und Cryjonon gerichtet hatte.

»Da kann man nichts machen«, meinte Cryjonon mit einer resignierenden Geste. Aber Michael erkannte, dass sich der Freifahrer keineswegs geschlagen geben wollte.

»Nicht, Anfir«, sagte Michael schnell, bevor der Freihändler eine Unbesonnenheit begehen konnte. »Ich glaube, ich verstehe den Professor. Ich kann ihn sogar sehr gut verstehen. Er ist um Virnas Sicherheit besorgt, und es scheint, dass diese nur in der Abgeschlossenheit dieser Wildnis gewährleistet werden kann. Habe ich recht, Professor Farkas?«

»Virna hat es wie kein zweiter Mensch verdient, endlich in Ruhe gelassen zu werden«, sagte der Psychodynamiker. »Ich bin gewillt, den verdienten Frieden mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln zu verteidigen.«

»Das erkennen wir voll an, Professor«, erklärte Michael.

»Was wollt ihr dann?«

Michael fühlte sich etwas unbehaglich. Plötzlich erkannte er, wie unstatthaft seine Neugierde war. Mit welchem Recht kam er hierher und verlangte, in Virnas Geheimnis eingeweiht zu werden?

»Sie haben recht, Professor, wir haben hier nichts zu wollen«, gestand er. »Virnas Flucht in die Einsamkeit zeigt deutlich, dass sie ihrer Umwelt nichts zu sagen hat. Wir werden von hier wieder fortgehen, ohne eine einzige Frage gestellt zu haben. Sie können auch sicher sein, dass wir Ihren Aufenthaltsort niemandem verraten. Aber wenn wir schon hier sind — vielleicht können wir Ihnen irgendwie behilflich sein? Sie werden Nahrungsmittel brauchen und Hilfe beim Bau des Blockhauses.«

»Nein, danke«, lehnte Professor Farkas ab. »Das Fällen der Bäume ist ein Kinderspiel, nicht viel schwieriger ist es, die Baumstämme mit Hilfe des Gleiters übereinander zuschichten. Virna und ich, wir kommen gut damit zurecht. Und an Nahrungsmitteln fehlt es uns nicht — die Natur bietet eine Fülle davon. Später können wir Kontakt zu den Dulgas aufnehmen und . . . Aber das ist noch Zukunftsmusik. Ich bitte nur darum, dass Sie nicht verraten, wo Virna und ich uns verborgen haben.«

»Das versprechen wir Ihnen, Professor«, sagte Michael. Er hob die Hand zum Gruß. »Leben Sie wohl.«

»Moment mal« rief Cryjonon. Er blickte den Psychodynamiker herausfordernd an. »Ich weiß, dass uns Virnas Vergangenheit nichts angeht. Ich wäre bestimmt der letzte, der sich für ihr Privatleben interessierte. Aber immerhin hat sie einen galaxisweiten Konflikt heraufbeschworen, und mancher wäre dazu bereit, sie politischer Verbrechen zu beschuldigen. Ich tue es nicht, denn ich halte Virna nach wie vor für unschuldig. Doch ich muss darauf bestehen, über einige Punkte Aufklärung zu erhalten.«

Professor Farkas nickte. »Fragen Sie, aber überlassen Sie es mir, Antworten zu geben oder zu verweigern.«

Cryjonon zuckte die Achseln. »Ich hoffe, Sie sind nicht zu zurückhaltend. Eine Frage muss ich jedenfalls beantwortet haben. Handelte Virna unter Zwang, aus freien Stücken oder gar aus eigener Initiative, als sie der Solaren Flotte den X-Taster gab und das Goldene Imperium mit Hilfe der Springer aufbaute?«

Der Psychodynamiker überlegte eine Weile, dann seufzte er. »Es gibt nur eine klare Antwort darauf: Virna handelte unter Zwang. Aber zum besseren Verständnis möchte ich Ihnen einige Erklärungen geben. Es war der Plan ihres Vaters, das Solare Imperium durch ein neues Sternenreich zu ersetzen. Da er niemanden hatte, der ihm vertrauenerweckend genug schien, um den Plan zu verwirklichen, wandte er sich an seine Tochter. Sie willigte ein, weil sie glaubte, ihr Vater wolle einer guten Sache dienen. So betrachtet, unternahm sie ihre Mission freiwillig. Trotzdem kann sie für ihre Handlungen nicht zur Rechenschaft gezogen werden, weil alle mit dem PLAN zusammenhängenden Daten aus ihrem Bewusstsein gelöscht wurden. Erst wenn eine Phase ausgeführt war, erhielt sie weitere Angaben, ohne jedoch zu wissen, welche Auswirkungen ihre Handlungen haben würden. Man muss also sagen, dass Virna nur ein Mittel zum Zweck war.«

»Welche Rolle spielte Burkin Jefferson?«

»Er war in den Plan nicht einbezogen«, antwortete Professor Farkas. »Er wurde nur durch Zufall auf Virna aufmerksam, erkannte, dass sie ihm von großem Nutzen sein konnte und nützte sie für sich aus. Er war sozusagen der unvorhergesehene Faktor, der den bis ins kleinste Detail raffiniert ausgearbeiteten Plan zum Scheitern brachte. Virnas Vater hatte alles in seinem Plan einkalkuliert, nur nicht den Zufall. Es war Jeffersons skrupelloses Vorgehen, seine unstillbare Machtgier, die Virna sich gegen den Plan ihres Vaters wenden ließ. Wer weiß, ohne Jefferson befände Virna sich vielleicht immer noch in dem Glauben, für eine gute Sache zu kämpfen.«

»Demnach müssten wir Jefferson sogar dankbar sein«, meinte Michael. »Nach Ihrer Darlegung hat er ihr die Augen über ihr verwerfliches Tun geöffnet.«

»Ob ihre Mission verwerflich und verdammenswert war oder segensreich, das ist wohl nur eine Sache des politischen Standpunktes. Wie dem auch sei, der PLAN hatte nicht den gewünschten Erfolg, die gegen das Solare Imperium gerichteten Aktionen wurden zu einem Bumerang gegen das Goldene Imperium. Wahrscheinlich ist es so auch das Beste. Alle Beteiligten können zufrieden sein.«

»Die Sache ist nur die«, meinte Cryjonon, »dass viele Menschen dabei ums Leben gekommen sind. Man wird einen Schuldigen sehen wollen, den man dafür verantwortlich machen kann.« Professor Farkas umklammerte die Strahlenwaffe fester.

»Sie können nicht Virna zur Verantwortung ziehen. Dann schon eher ihren Vater.«

»Die Frage ist nur, wo wir den suchen sollen. Am Ende gar in der Zukunft, Professor?«

»Vielleicht.«

»Sie wollen es uns nicht sagen?«

»Ich habe bereits zuviel gesagt. Jedes weitere Wort würde Virna schaden.«

»Wieso glauben Sie das?«

»Sehen Sie«, erklärte der Psychodynamiker, »wenn Virna aus der Zukunft gekommen ist — was ich damit nicht behaupten will —, dann würde sie keine Sekunde ihres Lebens mehr froh sein können. Alle Mächte der Galaxis würden ihrer habhaft werden wollen, um von ihr Daten über die Zukunft zu erhalten.«

»Aber wenn Virna nicht aus der Zukunft stammt, dann können Sie uns das sagen«, meinte Cryjonon. »Sie hätte nichts zu befürchten.«

»Dann müssten immer noch verschiedene Dinge erklärt werden«, gab der Psychodynamiker zu bedenken. »Wie zum Beispiel kam sie zu den Plänen für den X-Taster? Woher wusste sie, welche Aktien an der Börse steigen würden?«

»Das alles ließe sich mit dem dritten Auge erklären«, antwortete Cryjonon. »Vielleicht kommt sie nicht aus der Zukunft, sondern kann in sie blicken?«

»Vielleicht«, meinte Professor Farkas mit einem geheimnisvollen Lächeln. »Aber wäre dies der Fall und die Galaxis erführe es, dann würde man ebenfalls eine Treibjagd auf Virna veranstalten. Sie sehen, ich kann nur schweigen, wenn ich ihr helfen will. Und Sie, Cryjonon und Rhodan, müssen mir Ihr Wort geben, nichts über Virnas Aufenthalt verlauten zu lassen.«

»Was ist, wenn wir uns weigern?« erkundigte sich Cryjonon gedehnt.

Professor Farkas entsicherte seine Waffe.

»Sie haben unser Wort, Professor«, versicherte Michael.

Dann wandte er sich um und ging zum Beiboot. Er hätte Lorelei noch gerne Ade gesagt, aber wahrscheinlich war es besser, dass er sie überhaupt nicht mehr sah.

Cryjonon folgte ihm wenige Sekunden später zum Beiboot. Er startete wortlos. Erst als sie sich in der Luft befanden und Kurs auf Ternillon-Palast genommen hatten, sagte der Freifahrerfürst:

»Ich wette, Virna ist aus der Zukunft gekommen. Was meinen Sie, Mike?«

»Ich meine überhaupt nichts. Ich werde Virna aus meinem Gedächtnis streichen.«

ENDE

Bitte beachten Sie die Vorschau au/ der nächsten Seite.

Als PERKY-RHODAN-TASCHENBUCH Nr. 97 erscheint:

**Das Jahr der Zombies**

von H. G. Ewers

»Die drei Säbelzahn timer schwenkten wie auf Kommando herum und blickten aus funkelnden Augen zu einer Stelle der Galerie, die Atlan gegenüber lag. Ihre langen Schweife peitschten den Sand, und plötzlich stießen sie ein markerschütterndes Gebrüll aus. Franklin Kendall erkannte sofort, welche Personen die Wut der Raubkatzen erregt hatten. Er sah vier Männer, die in Statur und Aussehen einander glichen wie eineiige Vierlinge.«

Lordadmiral Atlan, Chef der USO, soll ermordet werden, aber drei Säbelzahn timer helfen, das Attentat zu verhindern.

Doch die eigentliche Gefahr, die von den seltsamen Attentätern ausgeht, ist längst noch nicht gebannt. Sie ist größer, als die Verantwortlichen der Solaren Abwehr und der USO sich vorstellen können. Ein Roman mit Franklin Kendall und den Männern des Intergalaktischen Friedenskorp s.

PERRY-RHODAN-TASCHENBUCH Nr. 97 ist in Kürze überall im Buch- und Bahnhofsbuchhandel und im Zeitschriftenhandel erhältlich.